



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 1 January 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, January 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

1

5In, 15. Januar 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Mit neuem Hut ins neue Jahr. Foto: Comet



Für gezielte Kontakte

Der Vorsitzende des deutschen Bundesjugendringes, Edmund Duda, wandte sich mit nachfolgenden Ausführungen gegen ein Anti-Festival der westlichen Jugend.

Seit Anfang November spukt in vielen Köpfen die Idee, ein Weltjugendtreffen im großen Stil an Rhein und Ruhr zu inszenieren. Ein Treffen, das jedes kommunistische Festival und jeden kommunistischen Einfluß bei der Jugend, vor allem der Jugend in unterentwickelten Ländern, in den Schatten stellen soll.

Seit Anfang November fragt man mit dem Innenminister von Nordrhein-Westfalen, Josef-Hermann Dufhues: „Warum überlassen wir das weite Tätigkeitsfeld in Afrika und Asien den Kommunisten, die in der Form von Satellitenstaaten eine neue Form des Kolonialismus aufgebaut haben, die ihnen jedes Recht nimmt, sich über den früheren Kolonialismus des Westens zu entrüsten?“

Seit Anfang November schmiedet man Pläne und Gegenpläne. Seit Anfang November ist man entschlossen, etwas zu tun.

Wir sind dem Herrn Minister dankbar für diesen Donnerschlag, mit dem er die Schläfer und Träumer geweckt hat, zu Kritik oder Beifall. Wir danken ihm für sein Interesse, das er durch seinen Vorschlag bezeugt hat, aber der deutsche Bundesjugendring lehnt diesen Vorschlag ab.

Ich möchte die „Seit-Anfang-November-Interessierten“ aufmerksam machen auf die Arbeit, die der deutsche Bundesjugendring schon seit einigen Jahren, gerade in der Beschäftigung mit Problemen der unterentwickelten Völker und der Entwicklung fester Pläne zu Kontaktaufnahmen, leistet. Durch diese intensive und direkte Tätigkeit standen auch wir schon vor der Frage der Durchführung eines Anti-Festivals in der Bundesrepublik. Wir haben diesen Gedanken verworfen, weil wir einmal gegen jedes „Anti“ sind und weil wir zum anderen zu der Überzeugung gelangt sind, daß die Mittel, die für ein solches Weltjugendtreffen aufgewendet werden müßten, den zu erwar-

tenden Erfolg niemals rechtfertigen können. Der frühere Bundespräsident sagte einmal: „Mehr noch als die Aussprache im Rahmen von Begegnungen dient das unmittelbare Erlebnis, das Kennenlernen der vielfältigen Probleme fremder Länder an Ort und Stelle der Verständigung der Menschen“, so zieht auch der deutsche Bundesjugendring gezielte Kontakte mit der Jugend der Welt einem bloßen Treffen von Weltenbummlern auf jeden Fall vor. In diesem Sinne haben wir auch unser Programm für die nächsten Jahre ausgearbeitet.

Wir schlagen dem Innenminister von Nordrhein-Westfalen vor, ein Großtreffen zu veranstalten, an dem alle in der Bundesrepublik studierenden und praktizierenden Jugendlichen aus den Entwicklungsländern teilnehmen sollen. Ein solches, in seinem Teilnehmerkreis begrenztes Treffen berechtigt eher zu der Annahme, daß das Anliegen einer freien Welt, an diejenigen jungen Menschen herankommt, die dann auch wiederum dieses Anliegen in ihrem Heimatlande weitergeben. Der deutsche Bundesjugendring hat in seinem Programm noch zwei weitere Treffen vorgesehen, die sich an einen bestimmten Personenkreis wenden: afrikanische, deutsche und aus anderen europäischen Ländern stammende Jugendleiter sollen in der Bundesrepublik eine Freizeit mit Erlebnischarakter und Aussprache erleben, an die sich dann Studienreisen durch die Bundesrepublik anschließen sollen. Je eines der Treffen soll für die französische und für die englische Sprachgruppe durchgeführt werden. Außerdem ist noch eine Einladung einer kleineren Jugendleiterdelegation aus der Vereinigten Arabischen Republik zu einer Studienreise in die Bundesrepublik im Laufe des Jahres 1960 vorgesehen. Der deutsche Bundesjugendring will darüber hinaus selbst Delegierte in afrikanische Länder entsenden, die dort Kontakte aufnehmen und Informationen für die weitere internationale Arbeit sammeln sollen.

Der deutsche Bundesjugendring stellt diese Vorschläge zur Diskussion, er kann und darf darauf nicht verzichten eigene Vorschläge zu machen, wenn es darum geht, den Willen zur Gemeinsamkeit, zur Partnerschaft zwischen der Jugend aller Völker herbeizuführen und Mißverständnisse auszuräumen.

Schmutz an der Synagoge

Die zwei jungen Menschen, die in der Weihnacht die Synagoge in Köln mit Hakenkreuzen beschmierten, wurden schnell faßt und sehen einer empfindlichen Bestrafung entgegen. Unselige Tat ging wie ein Lauffeuer durch die Zeitungen der Welt – und es hat nicht an sehr bösen Kommentaren gefehlt. Es wäre falsch, wenn man von einer antisemitischen Welle der Bundesrepublik sprechen würde, aber das Aufsehen, in der Welt erregt wurde, gibt uns einen Begriff davon, wie die Taten eines verbrecherischen Systems unser Ansehen heute noch belasten. Wer Phantasie genug hat, der möge sich einmal vorstellen, welche Wirkung diese Tat gehabt hätte, wenn sie zur Zeit einer Konferenz geschehen wäre, auf weitgehend über das Schicksal Deutschlands entschieden würde.

Die Empörung ist allgemein. Es wäre aber ein höchst politischer Fehler, würde sie sich nur gegen die zwei unseligen jungen Leute richten. Wird diese Tat nicht der Anlaß zu einer genaueren und rücksichtslosen Überprüfung aller der Kreise und Richtungen, bei denen sich die Ehemaligen verstecken, werden wir wahrscheinlich noch mit anderen und schweren Dingen zu rechnen haben. Wir können es uns einfach nicht erlauben, daß die ehemaligen Nazis der DRP ihre Parolen in den Landen verbreiten können. Wir können es uns nicht erlauben, daß Nazis wie Herr Rudel ihre Brandreden halten können. Wir können uns nicht erlauben, daß hohe NS-Richter höchste Positionen beziehen. Wir können uns nicht erlauben, daß „Henker von Warschau“ nicht nur Bürgermeister, sondern auch Abgeordneter im Kieler Landtag sein kann. Wir können uns auch nicht erlauben, daß es organisierte junge Menschen gibt (es sind nicht wenige), die unter den Parolen der Nazis marschieren.

Wir können uns, um es mit einem Wort zu sagen, in dieser Hinsicht überhaupt nichts erlauben. Wir sollten uns aber auch nicht erlauben (das Grundgesetz gibt uns das Recht dazu), solche Leute politisch unschädlich macht. Telegramme an die höchsten Regierungsstellen mögen einen Zweck erfüllen, aber sie werden zur Heuchelei, wenn nicht Taten folgen.

Es ist gut, daß in den anderen Ländern die Vorkommnisse uns sehr genau verfolgt werden, wenn auch bisweilen das Köln mit dem Bade ausgeschüttet wird, wenn übersehen wird, daß die überwältigende Mehrheit unseres Volkes keinen Rassenhaß kennt. Aber wir können nicht genug Mahner haben. Wir selbst müssen alles tun, damit wir keine Mahner nötig haben.

Es gibt heute nicht mehr viele jüdische Menschen in unserem Land. Um so schlimmer ist es, wenn nach dem großen Mord an der jüdischen Bevölkerung vieler Länder, die bei uns lebenden noch immer Sorge haben müssen, daß neue Verfolgungen und Morde an ihnen eintreten könnten.

Die Aufgabe des Staates kann nicht nur sein, einzugreifen, wenn Exzesse an diesen Menschen geschehen sind, sondern unter allen Umständen die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß Exzesse nicht geschehen können. Vielleicht wird auch der beste Staat es nicht verhindern können, daß irgendwo Hakenkreuze hingeschmiert werden, aber der Staat selbst muß seinen Bürgern und bei den Beobachtern draußen das Bewußtsein schaffen, daß er alles tut, um Rassenhaß zu verhindern. Ob das in ausreichendem Maße geschehen ist, muß angesichts der bisherigen Praxis fraglich erscheinen. Demokratie schließt die politische Wirksamkeit derjenigen Menschen aus, die im Grundgesetz festgelegten Artikel der Menschenwürde, der keinen Rassenhaß erlaubt, vernichten wollen. Die zweite Demokratie in Deutschland – die längst nicht vollendet ist – ist mit den großen Opfern erkaufte, als daß man sie leichtsinnig vor den Hunde gehen läßt.

Es ist eine Frage der Selbstachtung, daß die Demokratie nicht verhindert, was ihre Grundlagen untergräbt – und man sollte dabei nicht wie hypnotisiert nur nach „links“ schauen. Gerade abgesehen davon, daß die Verhinderung nationalistischer und antisemitischer Tendenzen die Aufgabe einer demokratischen Politik ist, es ist auch eine Frage der Moral, die mit der Demokratie in Einklang zu bringen ist.

Es ist schon makaber, wenn der „Führer“ der DRP, ein hochrangiger Funktionär der SS, höhnisch auf die Mitarbeit Globkes an dem Rassengesetz und den Blutorden Oberländers hinweisen kann.



Es regt sich unterm Laub

Zeichnung: Mirko Szewczuk im Jahre 1952
(Copyright DIE WELT)

Hans Dohrenbusch

ag
ell
en.
en
efe
elle
on,
ie s
asel
je s
hä
uf
hied

t p
selid
u ei
se u
en,
ere
n ni
len
aub
n. V
e P
aß
ond
önn
sch
Na

die
er al
, w
ne
n, a

ise
s K
d, d
asse
n. V
ber

iser
Mord
ns
Ver



Soziale Gerechtigkeit - Wiedervereinigung - Abrüstung

Foto: Theo Schwenen

Der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Willi Richter, hielt am 1. Januar 1960 über den Westdeutschen und den Norddeutschen Rundfunk eine Neujahrsansprache mit folgendem Wortlaut:

Meine sehr verehrten Hörerinnen und Hörer!

Ich freue mich, Ihnen heute die guten Wünsche des Deutschen Gewerkschaftsbundes für das Jahr 1960 übermitteln zu dürfen. Ihren Arbeitern, Angestellten und Beamten sind die Erfolge, die sie auch im abgelaufenen Jahr durch ihre Gewerkschaften erzielen konnten, nicht in den Schoß gefallen. Sie haben ihre berechtigten Forderungen gegen den zunehmenden Widerstand der Unternehmer und ihrer Verbände durchsetzen müssen. Die Gewerkschaft Bergbau hatte die Aufgabe, die Auswirkungen der Kohlenkrise auf die Bergleute zu mildern, einen Ausgleich für die Feierschichten durchzusetzen sowie Übergangshilfen für jene Bergarbeiter zu erkämpfen, die gezwungen waren, sich einen neuen Arbeitsplatz suchen zu müssen. Der Verlauf der Kohlenkrise zeigte erneut mit aller Deutlichkeit, daß leider immer noch in erster Linie die Arbeiter und ihre Familien von krisenhaften Auswirkungen durch Lohneinbußen und Entlassungen betroffen werden. Wie in der Vergangenheit tragen sie für alle anderen die Folgen einer verfehlten Wirtschaftspolitik. Eine verfehlte Wirtschaftspolitik löste in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres auch jene Preiswelle aus, deren Folgen noch nicht überwunden sind. Die Preissteigerungen für die wichtigsten Nahrungsmittel nahmen beängstigende Ausmaße an. Die Kohlenkrise und die Preiswelle haben wiederum gezeigt, daß der DGB und die in ihm vereinten Gewerkschaften über die

Interessen der Arbeitnehmer hinaus die Belange aller Verbraucher vertreten. Die Sicherung der Kaufkraft der Löhne und Gehälter, der Vollbeschäftigten und der Konjunktur entspricht den Interessen aller Schaffenden. Auch im neuen Jahr werden der Deutsche Gewerkschaftsbund und seine Gewerkschaften diese Politik im Interesse der Allgemeinheit fortsetzen. Die Gewerkschaften haben mit ihren maßvollen Lohnforderungen im vergangenen Jahr ihre volkswirtschaftliche Verantwortung hinreichend bewiesen. Wir vermissen leider die gleiche maßvolle Haltung bei der Unternehmerschaft, obwohl deren Sprecher ständig das Gesamtinteresse beschwören. Dieses Gesamtinteresse hätten die Unternehmer in den zurückliegenden Monaten durch Preissenkungen beweisen können. Stattdessen flossen hohe Gewinne aus der Produktivitätssteigerung fast ausnahmslos den Kapitaleigentümern zu. Das Preisniveau wurde insgesamt angehoben. Die Gefahren für unsere Währung, die aus der Haltung der Unternehmer erwachsen, zwangen die Deutsche Bundesbank zu einer scharfen Erhöhung des Diskontsatzes. In der Frage der sozialen Krankenversicherung finden wir die Unternehmer in der Front der sogenannten Reformer, die eine zusätzliche Belastung der Versicherten vorgeschlagen haben. Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat dagegen schon vor Jahresfrist konkrete Pläne vorgelegt, deren Verwirklichung bei höheren Leistungen für die Versicherten zu einer Entlastung der Krankenkassen und einer Beitragsermäßigung führen würde.

Meine sehr verehrten Hörerinnen und Hörer!

Auch für die Bestrebungen der Deutschen in Ost und West, die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes zu fördern, schaffen der DGB und seine Gewerkschaften durch ihre Politik bessere Voraussetzungen, denn wenn die Bundesrepublik in ihren sozialen Einrichtungen vorbildlich ist, wird sie allen Versuchen der kommunistischen Machthaber in der Sowjetzone wider-

stehen, die unseren demokratischen Rechtsstaat zerstören wollen. Die Frage der Wiedervereinigung ist für uns kein Faktor von innen- oder außenpolitischen, militärischen oder wirtschaftlichen Berechnungen. Das Recht auf Wiedervereinigung ist für das deutsche Volk unveräußerlich. An die kommende Gipfelkonferenz richten wir die Forderung, dieses Recht zu achten und die deutsche Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit zu ermöglichen. Eng damit verknüpft ist der Wunsch aller Bewohner unseres Vaterlandes nach Sicherung des Friedens. Die deutschen Gewerkschaften appellieren erneut an die verantwortlichen Politiker der Welt, durch kontrollierte allgemeine Abrüstung zur Erfüllung dieses Wunsches beizutragen. So unterstützt der Deutsche Gewerkschaftsbund auch im neuen Jahr nach Kräften alle Bestrebungen, die der Wiedervereinigung Deutschlands, der allgemeinen Abrüstung in der ganzen Welt, der Erhaltung des Friedens in Freiheit und der Durchsetzung des sozialen Rechtsstaates in Deutschland dienen.

Mitteilung auf Grund des § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: Aufwärts erscheint im Bund-Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Von Lilo Weinsheimer

„Ich habe ein heißes, gutes Gefühl, so wie nach einer gelungenen sportlichen Leistung.“ „Im ersten Einsatz explodierten vier Panzer unter den Hammerschlägen meiner Kanonen, bis zum Abend insgesamt zwölf. Uns alle packt eine Art Jagdleidenschaft aus dem herrlichen, guten Gefühl, durch jeden Abschuß viel deutsches Blut gerettet zu haben.“ „Der Krieg weckt Urkraft in seinen Menschen.“ „Sturmann Bruinsvel sitzt auf dem Holm, die Zigarette im Mund und hat den Karabiner über das Schutzschild gelegt. Jedesmal, wenn er ihn absetzt, sagt er gelassen: ‚Bautz, wieder einer!‘“

Dies sind Zitate aus Büchern, die deutsche Verlage herausgeben. Derartige Bücher und zahlreiche Hefte überschwemmen seit einiger Zeit den Markt. Diese Tatsache hat zehn junge Pädagogen und Juristen in Bremen nicht mehr ruhig schlafen lassen. Sie bildeten einen Arbeitskreis und nahmen vier Bücher und vier Hefte genau unter die Lupe. In einer aus 27 Seiten bestehenden Denkschrift baten sie im August 1959 den Senator für das Jugendwesen, die Aufnahme der Bücher und Hefte in die Liste der jugendgefährdenden Schriften zu erwirken.

Für die Bemühungen dieses Arbeitskreises gibt es bisher in der Bundesrepublik kein Vorbild. So ist es auch zu erklären, daß die Denkschrift nicht nur in Bremen und bei der Bundesprüfstelle, sondern auch in verschiedenen Bundesländern und im Ausland aufmerksames Interesse gefunden hat.

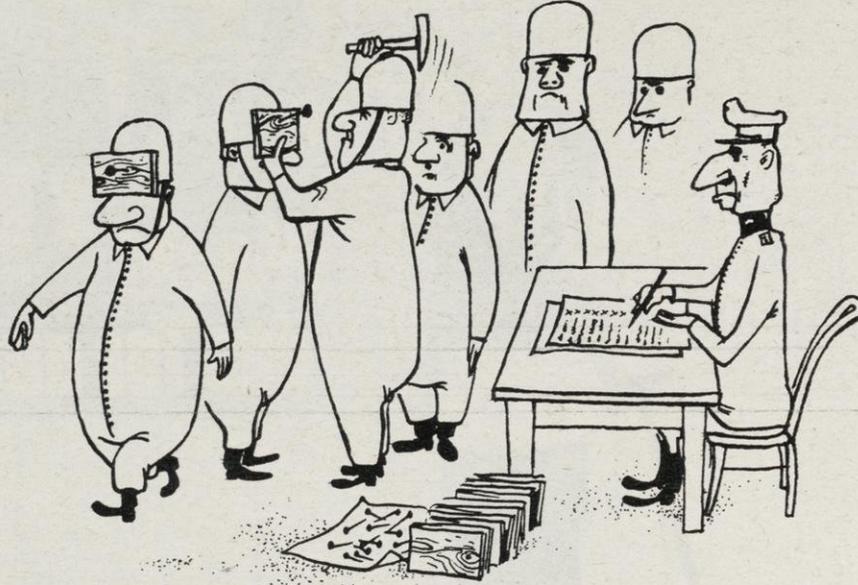
Seit 1953 haben wir das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften und die Bundesprüfstelle. Diese wird nicht von Amts wegen, sondern auf Antrag tätig, dann nämlich, wenn die obersten Jugendbehörden der Länder und der Bundesminister des Innern Bücher und Schriften wegen ihres jugendgefährdenden Inhalts zur Indizierung empfehlen. Anregungen dazu können in jedem Bundesland Organisationen, Verbände und Einzelpersonen geben. Von dieser Möglichkeit hat der Bremer Arbeitskreis Gebrauch gemacht.

Einige hundert Bücher und Schriften sind seit 1953 auf den Index gekommen. Weniger, als die Experten zunächst vermuteten. Die erwartete Flut der Anträge blieb aus. Es will scheinen, daß schon die Existenz der Bundesprüfstelle Verlage und Autoren aus geschäftlichen Erwägungen zu einer gewissen Vorsicht mahnt. Ein indiziertes Buch bedeutet für Verfasser und Verlag stets Verlust von Einnahme und Prestige.

Auf der Liste stehen Sittenromane, Magazine, Sexualliteratur, Comics, Wildwest-Romane. Vergeblich sucht man nach einem Buch, das wegen seines den Krieg verherrlichenden Inhalts für jugendgefährdend erklärt wurde. Es ist das Verdienst des Bremer Arbeitskreises, diesen Stein ins Rollen gebracht zu haben. Zum erstenmal seit ihrem Bestehen hat es die Bundesprüfstelle jetzt mit einem Antrag zu tun, in dem es um den Begriff Kriegsverherrlichung in der Literatur geht.

„Schriften, die geeignet sind, Jugendliche sittlich zu gefährden, sind in eine Liste aufzunehmen. Dazu zählen vor allem unsittliche sowie Verbrechen, Krieg und Rassenhaß verherrlichende Schriften.“ So steht es im Paragraph 1 des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften, auf den der Arbeitskreis seine Auffassung in rechtlicher Hinsicht stützt.

Die jungen Pädagogen und Juristen haben aus den ihnen vorliegenden Büchern und Schriften Merkmale erarbeitet, die für einen bestimmten Typ der Kriegsliteratur kennzeichnend sind: „Der Krieg wird in seiner Darstellung abstrahiert von seinem historischen und gesellschaftlichen Hintergrund, von seinen verhängnisvollen Folgen und seiner sittlichen Problematik. Er erscheint ... als eine bloße Aneinanderreihung soldatischer Taten.“ Die Verfasser der Kriegsbücher schildern Helden und ihre tapferen, ritterlichen Taten,



Zeichnung von Kurt Halbritter

sie preisen sportliche Gewandtheit und Kühnheit der Soldaten, gehen aber mit keinem Wort auf das verhängnisvoll Negative des Krieges ein. Der junge Mensch, der die Verkörperung seines Ideals, den todesmutigen Helden, losgelöst von grauenhafter Wirklichkeit geschildert bekommt, kann nach der Lektüre dieser Bücher nicht zu der Erkenntnis gelangen: Krieg ist eine unermeßliche Katastrophe. Er muß ihn vielmehr für eine Bewährungsprobe der Männlichkeit, für etwas „Großes“ halten. Die vorschnelle logische Folgerung des Jugendlichen zitieren die Pädagogen aus praktischer Erfahrung mit Schülern eines 12. Schuljahres: „Es ist alles gar nicht so schlimm wie Ihr behauptet, man muß nur die Nerven behalten und sich in dem großen Abenteuer zünftig bewähren. Der Tüchtige kommt schon durch, wie der Schluß des Romans beweist.“

Kein vernünftiger Mensch wird dem Bremer Arbeitskreis den Vorwurf machen können, er wolle das Andenken der Gefallenen herabwürdigen oder abstreiten, daß es tapfere Soldaten gegeben hat. „Der Jagdflieger Nowotny war blutjung als er starb, und es ist ein Jammer, daß es ihm, der zweifellos Fähigkeiten und gute Anlagen besaß, nicht vergönnt war, sein Leben zu leben und ein reifer Mensch zu werden“, dies sagt die Denkschrift zu dem Buch über den Flieger und den „verlogenen Trost“ des Bruders und Verfassers: „Nun bist Du auf der Höhe Deines Festes geschieden, auf der Höhe Deiner stolzen und einmaligen Siegeslaufbahn und hast damit den schönsten Jagdfliegertod gefunden.“ Und: „So jung er war, er starb auf der Höhe seines Lebens. Er starb für die Ideale, für die er gekämpft hatte.“ Dagegen wehrt sich der Arbeitskreis: daß das Töten von Menschen, das Abschießen des Feindes die Erfüllung des Lebens ist. „Sollte man der Jugend nicht lieber sagen, daß der Mut zum Leben mehr Tapferkeit erfordert, als der Mut zum Sterben?“

Er wehrt sich gegen „erotische und zotige Zugeständnisse“, wie sie zum Beispiel in einem Buch von einer liebenden Krankenschwester gemacht werden: „Ich könnte eine Armee töten, um Dich zu behalten; ich liebe den Krieg, weil er mir Dich schenkte.“ Aus dem gleichen Buch: „Zehn nehme ich allein, drei mit der Pistole, zwei trete ich gegen den Bauch und drei furze ich um.“

Zwei der von dem Arbeitskreis beanstandeten Bücher sind inzwischen vom Bremer Jugend-senator mit dem Antrag, sie zu indizieren, an die Bundesprüfstelle geleitet worden: „Trotzdem“, von Hans Ulrich Rudel und „Waffen-SS

im Einsatz“ von Paul Hausser. Die Prüfung der anderen Hefte und Bücher ist noch nicht abgeschlossen.

Es hat Monate bis zu dieser Entscheidung gedauert. Ein 1954 vom Senator berufener Ausschuß mußte erstmalig tätig werden. Er setzte zwei Unterausschüsse ein. Die Tatsache, daß es bei der Begriffsbestimmung Kriegsverherrlichung in der Literatur um einen Modellfall ohne Vorbild und stützende Erfahrungen ging, mag der Grund dafür sein, daß man sich so viel Zeit ließ.

Die zehn Pädagogen und Juristen – sie waren übrigens alle im zweiten Weltkrieg dabei – hoffen jedenfalls, daß der notwendige bürokratische Weg, wenn er aus dem Modellstadium heraus ist, in Zukunft weniger langwierig sein wird. „Vor allem bei den Schriftenreihen ist Eile geboten. Sonst kommen die Hefte auf die Liste, wenn sie längst verkauft und gelesen sind.“

Von den verantwortlichen Politikern in Bremen und von der Bundesprüfstelle wird es lebhaft begrüßt, daß die Denkschrift des Arbeitskreises eine neue und sehr notwendige Diskussion ausgelöst hat. In allen Bundesländern wartet man nun gespannt auf die Entscheidung der Bundesprüfstelle und auf ihre Definition des Begriffes „Kriegsverherrlichung“. Alle Verantwortlichen sind sich darüber klar, daß es keinen Sinn hat, nur zu beklagen, daß wir uns überhaupt wieder – oder noch? – mit derartigen Druck-Erzeugnissen befassen müssen; sie müssen geprüft und mit klaren Maßnahmen beantwortet werden. Auch dann, wenn uns das Recht auf freie Meinungsäußerung über alles geht.

Der Arbeitskreis, der sich freiwillig zusammengefunden hat um mitzuhelfen, daß Bücher mit falschen Kriegsklängen nicht in die Hände junger Menschen kommen, will weiterarbeiten. Wie unbequem der Kreis übrigens jenen geworden ist, denen er auf die Finger guckt, beweist die Einladung eines süddeutschen Verlages. Die Mitglieder des Arbeitskreises werden auf Kosten des Verlages zu einer Unterhaltung über die Jugend, „die uns allen doch so am Herzen liegt“, eingeladen, eine schöne Reise zu machen. Zwei Hefte des Verlages gehören zu den beanstandeten Büchern des Kreises.

Der will lieber nicht verreisen, sondern fleißig lesen. „Im Krieg schadet das zu viele Nachdenken“, heißt es in einer der Schriften. Dazu der Arbeitskreis: „Im Frieden jedenfalls schadet das zu wenige Nachdenken.“

Das ist hochinteressant. Früher habe ich nicht so darauf geachtet. Aber eines Tages fiel sie mir auf. Und von da an habe ich sie nicht mehr aus dem Auge gelassen. Bei jedem Rennen, ob Fahrrad-, Motorrad- oder Autorennen, ist sie da. Wie aus dem Boden gestampft taucht sie plötzlich neben dem erschöpft aber glücklich lächelnden Sieger auf und küßt ihn hinschmelzend auf Stirne, Mund und Wangen. So hinschmelzend, daß es einem heiß und kalt über den Rücken rieselt.

Der blasse Neid packt einen, wenn man das im Kino oder auf dem Fernsehschirm sieht. Weich und schmiegsam legt sie ein Wesen, das geradewegs aus der letzten Illustrierten zu kommen scheint, ihren Arm um den Hals des Matadors, ehe dieser noch vom obligaten Lorbeerkrantz besetzt ist, und ... Wer sind diese küssenden Traumgeschöpfe frage ich mich, seit es mir gegeben ist, den Rennsport nicht nur sachlich nüchtern, sondern von freudlichem Wunschdenken getrieben auch aus seiner erotischen Perspektive zu betrachten? Naiv, wie man als junger Mensch nun einmal ist, hielt ich sie anfangs für nahe Anverwandte des jeweiligen Siegers und buchte die Küsse auf das Konto froh geschwellten Familienstolzes. Bei näherer Betrachtung meiner eigenen Verwandtschaft merkte ich dann jedoch rasch, daß weibliche Reize, die das gängige Maß überschreiten, in diesen Kreisen nicht eben häufiger sind als ein Hauptgewinn im Lotto. (Und ich sehe wirklich nicht ein, warum gerade Rennfahrer in dieser Hinsicht besser dran sein sollten als unsereins!) Voilà, damit war es also nichts. Blieben übrig die Verehrerinnen und Bräute. Wie Schuppen fiel mir's bei diesen Gedanken von den Augen. Natürlich, das war des Rätsels Lösung. Wo zur geballten Männlichkeit noch eine hohe PS-Zahl kommt, dort müssen ja Magnetfelder von außergewöhnlicher Anziehungskraft entstehen, sagte ich mir. Was für mich lange Zeit ein Phänomen war – daß es nämlich immer die Schönsten der Schönen sind, die am Zielband erwartungsvoll die Lippen spitzen –, nun erschien mir das geradezu selbstverständlich, und insgeheim begann ich zielstrebig auf einen Rennwagen zu sparen.

Um es vorwegzunehmen, Freunde. Morgen haue ich das ganze Geld auf den Kopf, bis auf den letzten Pfennig wird es verputzt, jawohl, weg damit, die Seifenblase ist zerplatzt, der Traum ist ausgeräumt.

Lese ich doch eben in der Zeitung, daß diese Nixen mit ihren in der Regel um zwei Nummern zu kleinen Pullis schnöde Berufsküsserinnen sind! Jawohl, Berufsküsserinnen!

Mannequins, Flimmersternchen vom Film, was weiß ich! Von den Rennbossen angeheuerte Puppen mit festen Preisen. Den Lippenkuß zu 150 Mark, den Wangenkuß für die Hälfte. Der Schwindel flog auf, als eine von ihnen, ein dänischer Starlett, wegen eines nicht berappten Extrahonorars jüngst vor den Kadi ging.

Und auf sowas bin ich hereingefallen! Schmach und Schande! Was ich für die zart kraulende Hand der Liebesgöttin selbst hielt, war nichts als der übliche erotische Kunstdünger des Show-Geschäfts! Mich schüttelt's, wenn ich daran denke. Laßt uns mein Sparschwein schlachten. Der Rennsport muß auf seine größte Nachwuchshoffnung verzichten. Unter diesen Voraussetzungen sehe ich wirklich nicht ein, warum ich mich bemühen sollte, schneller zu sein als andere. Ich habe übrigens den dumpfen Eindruck: je langsamer und vor allem je weiter entfernt von Foto- und von Kameralinsen sich heutzutage einer bewegt, desto weniger wird er betrogen.

Gerd Angermann



Internationale Jugendbibliothek in Gefahr

Wir Erwachsenen nehmen die Kinder zuwenig ernst, unterschätzen ihr unverbildetes Erkenntnisvermögen – oder wir nehmen sie zu ernst, übertreiben die Problematik kindlicher Psyche und fahren uns in „Pädagogik“ fest.

Die Internationale Jugendbibliothek in München macht seit Jahren den originellen Versuch, in Buchbesprechungsgruppen Kritiken von Kindern zu sammeln, die eine erstaunlich vorurteilsfreie und verblüffend eigenschöpferische Ansicht verraten. Beispielsweise schrieb ein Elfjähriger über die „Jantschi-Bande“, ein Jugendbuch von Lambert Goll: „... ein in Moral getauchtes Buch mit sehr großem erzieherischem Wert – wie manche Erwachsene glauben. Man muß annehmen, daß der Autor niemals ein Kind gewesen ist!“ Oder ein Zwölfjähriger bemerkte zu Charles Dickens „David Copperfield“: „... gut ist, daß David Copperfield nicht als ein Genie dargestellt wird, sondern als ein Mensch, der zwar fleißig und begabt, aber sonst normal ist.“ Wir sehen – die Meinung der Kinder muß ernst genommen werden. Kinderworte sind keineswegs immer Kinderei, was natürlich nicht heißt, daß das Kindliche im problematischen Ernst ersäuft werden soll.

Einen Ausgleich im Dilemma des Zu-ernst-Nehmens und Zuwenig-ernst-Nehmens schafft in vorbildlicher Weise die Internationale Jugendbibliothek in München, die unterdessen zu einer weltbekannten Institution geworden ist. Jetzt feiert das Paradies der Kinder seinen zehnten Geburtstag. „Kinder sind das unmittelbar Verbindende auf der Welt, sie sind nicht nur kleine Gesandte ihrer eigenen Nation, son-

dern immer auch kleine Gesandte einer großen und versöhnlichen Welt“, schrieb die Deutsch-amerikanerin Yella Lepman, die mit einem Aufbaufonds der Rockefeller Foundation, mit Patenschaften in- und ausländischer Verlage und mit Zuschüssen städtischer und staatlicher Stellen sowie des Bayerischen Rundfunks die Internationale Jugendbibliothek in München gegründet hat.

Die Bibliothek mit ihrer Sammlung von 39000 Kinder- und Jugendbüchern aus 40 Ländern ist nicht nur ein Schlaraffenland für junge Leseratten, sondern auch ein bedeutsames internationales Zentrum für Schriftsteller, Übersetzer, Illustratoren, Bibliothekare und Verleger von Jugendliteratur. 1954 wurde die Internationale Jugendbibliothek der UNESCO angeschlossen. Drei Jahre vorher hatte auf einer ihrer Tagungen unter dem Thema „Internationale Verständigung durch das Kinder- und Jugendbuch“ Ortega y Gasset eine vielbeachtete Festrede gehalten. Kein Zweifel – wenn man will, kann man es täglich im Kreis der Kinder erleben –, der internationale Charakter der Buchausleihe weckt im Kind Interesse und Freundschaft über die nationalen Grenzen hinaus!

Großartige Ideen wie Sprach- und Buchbesprechungsgruppen für Kinder, Malstudios, in denen die Kleinen ihre beim Lesen gewachsenen Phantasievorstellungen bildhaft gestalten können, Kinderbildausstellungen, Vorlesestunden und öffentliche Diskussionen haben aus der Jugendbibliothek eine von jung und alt geschätzte „Universität der Kinder“ gemacht. „Universität“ nicht nur im Sinne: Kinder lernen

von Erwachsenen – sondern vor allem: Kinder lernen von Kindern – manchmal auch: Erwachsene lernen von Kindern. Denn es geht um eine Versöhnung der Welt des Kindes mit der Welt des Erwachsenen, damit endlich besser werde, was Georges Bernanos einmal kritisch formuliert hat: „Der liebe Gott hat zu den großen Leuten gesagt: Werdet wie die Kinder – und die ‚großen Leute‘ wiederholen von Jahrhundert zu Jahrhundert der verratenen Kindheit: Werdet wie wir!“

Wobei wir zum – leider – unerfreulichen Abschluß bekanntgeben müssen, daß trotz weltweiter Glückwünsche zum zehnten Geburtstag der Jugendbibliothek eine Fortführung der Arbeit gefährdet erscheint. Die Rockefeller-Stiftung läuft aus. Die Spender zögern. Ein Bücherbus, der angeschafft wurde, um mit bunter Fracht wie ein Bote aus dem Märchenland die Kinder im Bayerischen Wald zu besuchen, rostet in der Garage. Und Walter Scherf, der als Nachfolger Yella Lepmans die Internationale Jugendbibliothek in München leitet, fragt sich besorgt: Wer hilft uns, alles zu tun, um unsere Kinder nicht zu enttäuschen?

Rolf Seeliger

Der Krieg im Groschenheft

Den einen dreht's heute noch den Magen um, wenn sie an Weliki Luki oder an El Alamein denken. Die anderen verfrachten im Urlaub ihre Familie an die ausgedienten Schlachtfelder, werfen sich in die inzwischen stark fettgepolsterte Heldenbrust und erklären: Also so und so war's, dort drüben stand der Feind, Papa da, und dann gab's Zunder...! Da kann man eben nichts machen. Die waren schon immer so und haben nichts dazugelernt.

Ein bißchen anders liegen die Dinge allerdings, wenn der posthume Ruhm großdeutscher Heldentaten nicht im trauten Familienkreis, sondern zur Erzielung kommerziellen Gewinnes auf privatwirtschaftlicher Basis gesungen wird.

Ein Rastatter Verlag leistet da wahrhaft Großes. Nicht nur, daß er den Krieg im Groschenheft bisher in rund 80 Millionen Exemplaren unter die Jugend gebracht hat. Seit neuestem liefert er ihn sogar noch mit beigepackter Kunststoff-Schallplatte.

Nun haben Mäkie, Pitt und Hänschen endlich was sie brauchen, um von klein auf den nötigen Abscheu vor dem Krieg zu bekommen. Ich sehe sie direkt vor mir, wie sie schmökern in der Ecke kauern und sich von wollüstigen Schauern überrieseln lassen... Ne tolle Zicke, Junge, Junge!

„Männer, mal herhören!“ sagt der Alte, nachdem „der Haufen angetreten ist“. Zuvor hat sich „der Frachter zum Sterben fertiggemacht“. Vielleicht werden sie alle schon „in fünf Minuten bei Petrus anknöpfen“. „Es ist ihnen flau um die Rosette“, aber „sie rotzen dem Briten so lange die Plautze voll“, bis er „abschmiert“ und bis sie „ihre Nerven ausrasten lassen können“.

Tja, und dazu nudelt die beigepackte Kunststoff-Schallplatte dann ein kerniges Seemannslied.

Damit aber auch der goldige Latrinenumor nicht zu kurz kommt, wirft der Rastatter Verlag gleich noch eine Reihe „So lachte der Landser – Humor in Uniform“ auf den aufnahmefähigen Markt. Haben wir gelacht damals, als unsere Soldaten bei Stalingrad erfroren; haben wir gelacht, als die „Bismarck“ in die Luft flog; haben wir gelacht, als wir in Afrika in Gefangenschaft marschierten; nein, was haben wir doch damals gelacht! Was, meine Herren in Rastatt?!

In dieser zweiten Heftreihe wird beste deutsche Tradition hochgehalten. Der Donnerbalken und der Herr von Zitzewitz, die angeschossene Gulaschkanone und der vom Alarm überraschte Gefreite in Unterhosen sind ja seit eh und je die Quellen, aus denen das Lachen unseres Volkes quillt. Es ist sozusagen ein Volks-, ein richtiges Erfolgs-lachen. Der Handelsmann, der das begriffen hat, na, der handelt auch danach. Unverständlich ist mir bloß eines: warum man nicht endlich mal anderswo endlich einmal handelt. Beispielsweise bei der Staatsanwaltschaft, deren vornehmlichste Aufgabe es doch ist, die Einhaltung der Gesetze zu überwachen. Und wenn ich recht informiert bin, so gibt's bei uns bereits seit längerer Zeit ein Gesetz gegen Schmutz und Schund. Stinkverlogene Heldenkitschliteratur und aus Kasernenmief zusammengebraute Landserwitze sind doch wohl zumindest ebenso jugendgefährdend wie der Busen der Anita Ekberg – oder nicht? Oder meint man vielleicht, daß unsere Jugend just aus diesen Heftchen unterschwellig jenen Wehrwillen schöpft, der sie im Bedarfsfalle zur Verteidigung des Abendlandes fit macht? Dann Abendland – gute Nacht.

Gerd Angermann



Menschen im Nebel

Von Ingrid Peters

Langsam, fast zögernd kommt der Mann die Straße herauf. Seine zuerst durch den Nebel schemenhaften und verschwommenen Konturen zeichnen sich nun deutlicher gegen das Grau des Hintergrundes ab, so daß Heinz die abgerissene, schmutzige Kleidung des Mannes erkennen kann. Die Schultern hat er hochgezogen, als fröre ihn, und auf dem leicht gebeugten Rücken trägt er einen Rucksack, der nur zur Hälfte angefüllt ist.

Er kommt näher und näher und bleibt schließlich vor ihm stehen, starrt auf ihn hinunter und läßt dann den Rucksack von seinen Schultern zur Erde gleiten.

„Was machst du denn hier?“ fragt der Mann. „Ach, ich vertreibe mir hier die Zeit.“ „So so, du vertreibst dir die Zeit, na, dann kann ich dir ja ein bißchen dabei helfen.“ Er zieht die Hosenbeine, die nur bis zu den Knöcheln reichen, noch etwas höher und läßt sich dann im Gras nieder. Seine großen, groben, abgearbeiteten Hände hat er zusammengepreßt, als wolle er sich damit einen Halt verschaffen und eine geheime, innere Erregung verbergen.

Seine Augen, in denen eine winzige Hoffnung und eine kleine Erregung glänzen, blicken Heinz unruhig aber seltsam vertraulich an.

Dann streicht er sich mit der rauhen Hand einmal über das kurzgeschorene Haar und fragt: „Du erlaubst doch, daß ich bei dir sitze?“

„Ach ja, das macht gar nichts“, antwortet Heinz. „Ich muß hier sowieso noch ziemlich lange warten. Ja, ziemlich lange.“ Wieder herrscht für einige Minuten Schweigen zwischen Heinz und dem Mann, der den Jungen aufmerksam betrachtet und jede seiner Bewegungen genau verfolgt.

Dann sagt er: „So so, du mußt hier warten. Auf wen mußt du denn warten?“ „Auf meine Mutter, die arbeitet dort drüben“, und er zeigt auf das graue, trübe Backsteingebäude, eine Fabrik. Die Augen des Mannes sind dem ausgestreckten Arm des Jungen gefolgt und huschen nun unruhig über die langen Fensterreihen hinweg, als suchten sie hinter diesen

trüben Scheiben etwas. Dann kehren sie zu Heinz zurück. Die Stimme des Mannes klingt gepreßt und dumpf vor verhaltener Erregung, als er nun fragt: „Ja, muß deine Mutter denn den ganzen Tag arbeiten?“ „Ja, leider, den ganzen Tag. Das ist ja das Dumme.“ Langsam läßt Heinz durch seine Finger den Sand gleiten und gräbt mit seinen Händen ein kleines, tiefes Loch in die Erde, in das er graue, kugelförmige Steinchen rollen läßt.

Plötzlich erblickt er eine kleine Spiegelscherbe, hebt sie auf, entfernt den Schmutz mit dem Ellenbogen seines Ärmels und hält sie dann mit weit ausgestrecktem Arm vor sich hin. Er sieht, wie in der Spiegelfläche zwei Gesichter sich einander nähern, bis sie sich berühren. Ein junges, erwartungsvolles Gesicht und ein abgearbeitetes, müdes Gesicht. Er sieht, wie sie sich langsam wieder voneinander entfernen, bis sie ganz aus dem Spiegelglas verschwunden sind.

„Und ihr seid nun ganz allein, deine Mutter und du?“ Die Frage des Mannes hallt laut wider in der Stille, die entstanden war. „Ach, nein“, sagt Heinz überlegen. „Das wäre unmöglich. Vor sieben Jahren ist mein Vater in den Krieg gegangen. Ja, und er ist nicht wiedergekommen. Die ganzen sieben Jahre ist er nicht wiedergekommen. Nie haben wir etwas von ihm gehört.“

Heinz gräbt weiter mit seinen Händen im Sand. Langsam vergrößert er das Loch, in das kleine Steinchen hineinrollen. Unruhig tippen die Schuhe des Mannes auf dem Boden. „Es war eine schreckliche Zeit für uns alle. Ja, bis dann Onkel Klaus kam. Dann wurde wieder alles besser und fast genauso wie früher.“

Der Kopf des Mannes ist auf die Brust heruntergesunken, und seine Augen schauen trübe und verloren vor sich hin. Langsam erhebt er sich, nimmt seinen Rucksack wieder auf und wendet sich nach einem kurzen „Lebewohl“ wieder dem Ausgang der Stadt zu. Seine Schritte sind müde und schleppend, und seine Schultern hängen schlaff herunter. Langsam vermischt sich seine Gestalt mit dem Grau des Nebels, und dann ist sie ganz verschwunden.



Ein Mensch ist mehr

Von Jens Ostermeier

Auf seiner Stirn bildete sich Schweiß, der in den Augen brannte. Er fühlte, daß auch sein gebeugter Rücken naß war, und wieder mußte er sich die von der weichen Erde geschwärtzten Hände an seinem Hosenboden abwischen, dann waren die Handflächen für einen Augenblick ganz weiß, so, als wenn schon kein Leben mehr in ihnen war. Darauf umspannten die weißen Handflächen wieder den glatten Stiel des Spatens. Er spürte den Stiel doch noch, und nach ein paar Stichen waren die Hände auch wieder schwarz und rochen nach der Erde, die voller Leben war.

Als er sich die Hände zum ersten Male abgewischt hatte, mußte er ein ganz klein wenig lächeln. Seine Mutter hatte nämlich immer geschimpft, wenn er das gemacht hatte. Aber das war lange her. Wie lange, wußte er selbst nicht. Er konnte noch nicht einmal beurteilen, wie lange er hier schon grub. Jetzt lief ein großer Schweißtropfen aus seinem Haar über seinen Nacken, genau in der Rinne, unter der er die Halswirbel wußte. Der Tropfen rollte in den Kragen und war plötzlich ganz kalt; er perlte langsam über das Rückgrat, und überall, wo er entlangrollte, zog sich die Haut zusammen, so, als wollte sie dem Tropfen ausweichen. Das Hemd mußte den Tropfen doch längst aufgesaugt haben. Wie kann der denn unter dem Hemd weiterrollen, fragte er sich. Da kamen die nächsten und liefen als eisige Schauer über seinen Rücken. Seine Zähne schlugen aufeinander; es klang, als ob ein Kind mit Glaskugeln spielte.

Verzweifelt stieß er den Spaten immer schneller in den Boden, und größer wurden die beiden Erdhaufen links und rechts der Grube, die ihn so merkwürdig teilnahmslos von unten anglotzte, obwohl es doch seine Grube war, obwohl er sie doch selbst aushob. Eine Wut auf diese Grube packte ihn. Seine Knie zitterten. Keuchend hieb er den Spaten in die gähnende Öffnung. Die Hände verkrampften sich um den Spaten, dessen Blatt blitzte, tot und kalt und doch drohend. Die Wärme, die sich allmählich in ihm ausbreitete, ließ ihn ruhiger werden.

Eine dicke Wurzel durchtrennte er mit einem einzigen Schlag, so daß ihn der Schwung fast vornüber in die Grube riß. Er konnte sich

gerade noch mit dem Spaten am Boden abstützen. Dabei gab die weiche Erde unter seinem Gewicht nach, als sei er schon viel zu schwer für sie.

Er drückte sich langsam hoch und sah plötzlich zwischen seinen Beinen hindurch ein Paar Stiefel. Sie waren aus schwarzem Leder und sahen sehr solide aus. Aber sie waren ihrem Besitzer zu groß, die Spitzen ragten ziemlich lächerlich in die Höhe. Unter der Sohle saßen Nägel, die genauso tot und drohend blitzten wie sein Spaten, bereit, jeden Widerstand gnadenlos unter sich zu zertreten und für immer zu begraben.

Dampf überkam ihn die Erkenntnis, daß sie immer noch da waren. In seiner Wut auf diese Grube hier vor ihm hatte er sie ganz vergessen, die Männer, von denen einem diese Stiefel gehörten. Dabei hatten sie ihm doch befohlen, dieses Loch hier auszuheben. Warum eigentlich? Was gab ihnen das Recht dazu? Sie durften ihn doch nicht einfach zwingen. Er war doch ein freier Mann! Zitternd grub er weiter. Er wußte, daß er sich nicht wehren konnte.

Wieder war er versucht, aus Wut den Spaten in die Grube zu stoßen, so, als wollte er ihr wehtun. Da wurde er ganz ruhig. Was hätte das für einen Sinn gehabt? Genau genommen war die Grube doch ein Nichts. Rundherum war zwar Erde, aber was die Grube erst ausmachte, war ein leerer Raum, und wenn man etwas hineintat, was erst recht nichts mehr vorhanden, gerade, weil etwas drin war. Er schüttelte den Kopf und lächelte, zum erstenmal, seit er vor einer Ewigkeit begonnen hatte zu graben. Jedoch zog er die Mundwinkel geringschätzig nach unten dabei. Es kam ihm so vor, als arbeite er schon seit seiner Geburt an diesem Nichts, an einem Trugbild.

Jetzt war das Loch so, wie sie es verlangt hatten. Es hatte etwa die Maße eines Bettes. Nur etwas schmaler war es. Er zuckte müde mit den Schultern und steckte den Spaten in den einen der beiden Erdhaufen, weil der ein klein wenig größer war. Dann drehte er sich langsam um.

Die Schüsse krachten beinahe gleichzeitig. Als er in seine Grube fiel, gab es ein leise klatschendes Geräusch. Später stellten sie ärgerlich fest, daß er doch zu groß für die Grube war.

Licht überm Nordatlantik

Von Rudolf Braunburg

Dem Linien-Flugzeugführer, der Monat für Monat sein Wochenende in New York verbringt, so, wie andere mit einer Sonntags-Rückfahrkarte zu Verwandten aufs Land fahren, fällt es schwer, den Sechs-Stunden-Nachtflug zwischen Neufundland und der irischen Küste noch neue Seiten abzugewinnen. Einen Begleiter aber gibt es, der die langen Wachen vor den blaßglühenden Cockpit-Instrumenten verkürzt und jeden Flug zu einem einmaligen, nie in der gleichen Form wiederkehrenden Erlebnis gestaltet: der Ärger aller Funker, das Nordlicht.

Die letzten Leuchtfeuer und Inselformen des amerikanischen Kontinents verblassen, in den Kopfhörern verlauscht die Stimme des einsamen Kontrollpostens in Gander zu unverständlichem Knistern. Die Armbanduhr, eben noch frühen New Yorker Abend anzeigend, werden auf europäische Zeit umgestellt, und plötzlich ist Mitternacht. Sechs Stunden gleiten in Sekundenschnelle hinweg, verschluckt vom Nachtdunkel der Ewigkeit, zer-

mahlen im Schwirren der Luftschraubenblätter; unwirklich, geisterhaft – wie alles, was nun folgt, nicht von dieser Welt ist. Das Flugzeug, ohne irdische Bezugspunkte, mit nichts als dem Licht der schwerelosen Sterne über sich, scheint stillzustehen im Weltenraum, und seine Insassen sitzen vor der wolkenlosen Fläche des Nordhimmels wie Theaterbesucher vor einer gewaltigen Bühne.

Und schon beginnt der erste Auftritt des wunderbaren Lichtes, des ewigen Verwandlers, der sich niemals zweimal in der gleichen Gestalt zeigt, des immer wieder neu Erfindenden, Gestaltenden, aus dem Nichts Schöpfenden. Ein Lichtkegel bricht das Dunkel auf, das Himmelsgewölbe in zwei Hälften teilend. Dann, als könne eine derartige ätherische Substanz nicht in feste Bahnen gezwungen werden, beginnt das Licht von der höchsten Stelle herunterzuträufeln, wie Flüssigkeit an einer öligen Scheibe. Die Sterne, als seien sie mit Kreide angemalt, zerrinnen zu grauen Flecken. Die Rinnsale des Lichts sammeln sich wie in einem

riesigen Becken und sprühen, als habe ein Sturm sie aufgewirbelt, zerflockt und zerfasert über den Horizont.

Aber auch der Horizont, die einzige Linie, die wir für beständig hielten im Gaukelspiel der Verwandlung, Auflösung und Neubildung, erweist sich als Trugbild. Seine Kontur wellt sich, bäumt sich auf, zersplittert; und was uns Erdumriß schien, ist nichts als ein körperloses Gebilde aus Lichtdunst, in der Cockpit-Scheibe bald ansteigend, bald unter uns sinkend, als befänden wir uns an Bord eines in schwerer See rollenden Schiffes.

Jetzt wächst es hervor wie Flora auf dem Boden des Meeres oder am Seeufer: Tang aus Licht, Schilfgeschwirr aus Licht, Moosgekröse aus Licht, durchschlängelt von Polypenarmen, durchzuckt von Krebscheren, durchfunkelt von Fischflossen. Und schon verdunkelt sich die Szene wieder, als sei dieses Bild nicht ganz gelungen; Fontänen sprühen auf, Kaskaden von Helligkeit ausschüttend, und ihre Strahlen



Die anderen

Von Karsten Dierks Olbs

„Red' doch nicht so blöd! Der ist erledigt, vollkommen erledigt! Und von wegen Folgen! Keiner hat's getan, keiner von uns!“ Joe blieb stehen, legte sich übers Geländer und pfiff leise. Unten blieb es still.

„Eigentlich muß Mike gleich raufkommen“, sagte Nick, „findest du nicht auch, Hank?“

„Ich finde“, sagte Hank, „daß wir jetzt raufgehen und feiern. Schließlich haben wir uns ja nicht umsonst die Freistunde verschafft. Und außerdem ist mir sehr nach feiern zumute!“

Sie stiegen weiter die Treppe hoch, wie immer träge und widerstrebend, sechzehnjährig. Oben, in der Klasse, warteten die anderen.

„Kommt Smith nicht?“ Sie standen da und warteten.

„Könnt ihn ja mal fragen!“ sagte Hank.

„Quatsch!“ sagte Joe. „Er kommt heute nicht. Wir haben ihn fertiggemacht!“ Er griff in seine Tasche und zündete sich eine Zigarette an. Dann warf er sich in den Lehrstuhl.

„Und Mike?“ Die anderen warteten noch immer.

„Eigentlich muß er schon hier sein“, sagte Nick, „ich weiß nicht...“

„Wir haben ihn unten gelassen, damit er uns deckt“, sagte Joe. „Hol' ihn mal rauf, Nick!“

Nick wußte nicht recht. Dann ging er auf den Flur, beugte sich übers Geländer und horchte. Von unten dröhnten Schritte herauf, kurze, hastige Schritte, drei oder vier zugleich, immer lauter, drohender. Nick erschrak. Er stand wie gelähmt. Dann stützte er in die Klasse: „Sie kommen!“

„Wer kommt?“ sagte Joe und stand auf.

„Mike und – die anderen!“

„Mike bringt 'n paar Mädchen mit“, sagte Hank, „zum Feiern!“

„Nein!“ sagte Nick. „Nein! Es sind die anderen!“

Joe wußte Bescheid. Er sagte: „Wir haben's nicht getan, keiner von uns.“

Hank und Nick schwiegen.

„Und ihr schweigt auch!“

Die anderen schwiegen.

„Euer Kamerad Mike Johnson“, begann der Direktor, „ist soeben verhaftet worden.“

Joe, Hank und Nick waren bei den anderen.

„Er steht in dem dringenden Verdacht, Mr. Smith ermordet zu haben.“

„Ermordet?“ Joe trat einen Schritt zurück.

„Mr. Smith wurde unten im Waschraum aufgefunden, geknebelt und mit schweren Kopfwunden. Er ist wahrscheinlich erstickt.“

„Aus unserer Freistunde wird eine Totenfeier“, sagte Hank. Die anderen schwiegen.

„Ich frage euch nun, wer von euch zuletzt unten war. Wer von euch hat Mike vor oder während der Pause gesehen? Ich kann mir auch kaum vorstellen, daß Mike die Tat allein begangen hat. Mit wem war er also in der letzten halben Stunde zusammen? War einer von euch an dieser verbrecherischen Tat beteiligt?“

„Ich“, sagte Nick, „ich weiß...“

„Red doch nicht so blöd“, sagte Joe. „Wir wissen gar nichts, Herr Direktor. Die Klasse war nach der Pause vollständig versammelt. Nur Mike fehlte.“

„Und in der Pause?“ Der Inspektor machte sich wieder eine Notiz. Dann gab er durch die offene Tür ein Zeichen.

Und dann stand Mike den anderen gegenüber. Auch Joe und Nick und Hank waren unter den anderen.

„Irgendeiner von deinen Kameraden muß an der Tat beteiligt gewesen sein“, sagte der Inspektor.

Mike sah auf den Boden und schwieg. Er schwieg auch, als ihn der Direktor nach den Gründen für seine Tat fragte.

„Für uns taugte Smith nicht“, sagte Joe. „Er war ungerecht und dabei klug, einfach arrogant...“

„Und vielleicht etwas zu jung“, sagte Hank.

Mike sah die beiden an.

„Sind das deine Freunde?“ fragte der Inspektor.

Mike schwieg. Er dachte: Ich bin unschuldig. „Gut“, sagte der Inspektor, „wir werden es noch herausfinden. Die Untersuchung geht weiter, doch für uns bist du der Mörder.“

Er gab wieder ein Zeichen durch die Tür.

„Nein!“ sagte Nick. „Nein! Mike ist unschuldig. Ich war unten und Hank und Joe. Mike war nur unser Warnposten, er wußte von nichts. – Sag' daß es so war, Mike!“

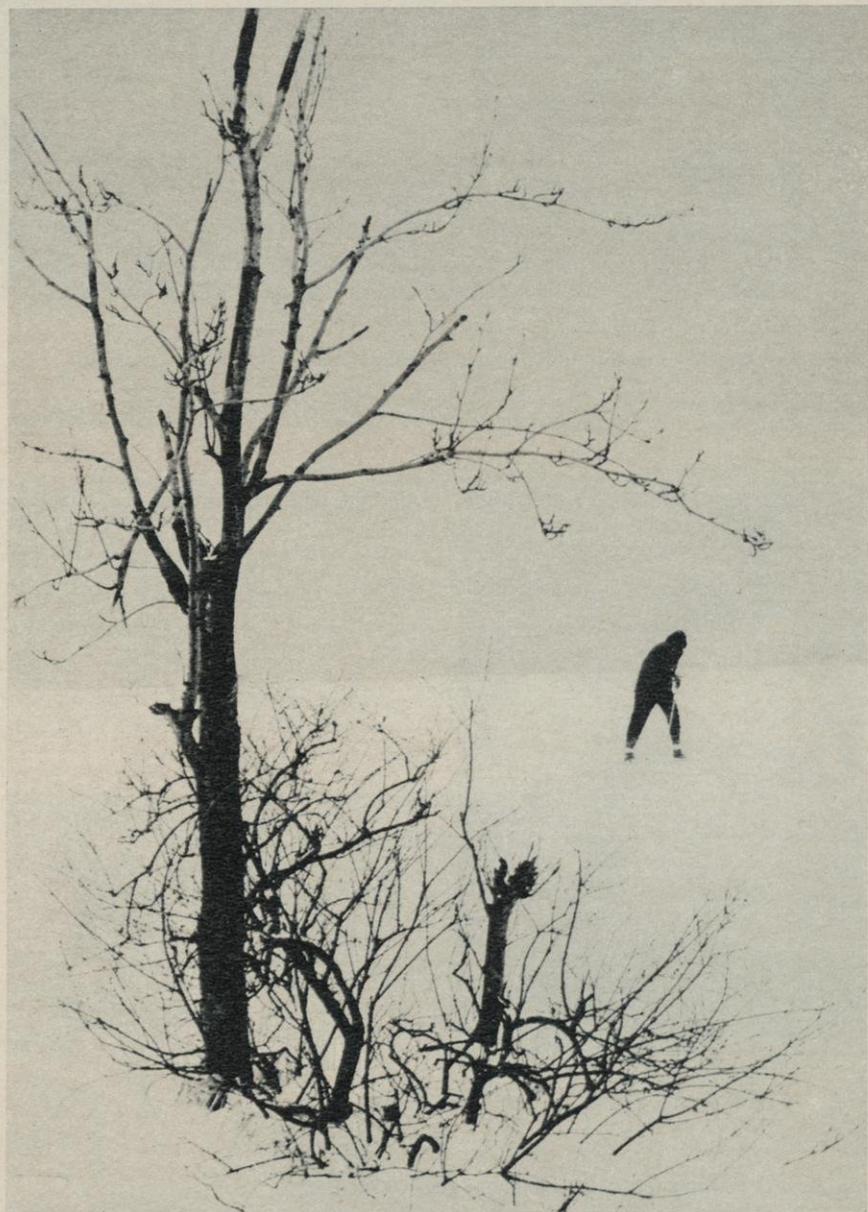
„Ja“, sagte Mike, „ich gehöre zu den anderen!“

„Und du hältst“, sagte Hank, „du hältst die anderen wirklich für so unschuldig?“

Die nebenstehenden Geschichten („Menschen im Nebel“ - „Ein Mensch ist mehr“ und „Die anderen“) stammen aus einem Wettbewerb, der in einer Oberklasse des Staatlichen Nordseegymnasiums, St. Peter, veranstaltet wurde. Von einer Jury wurden die abgedruckten Geschichten als die besten bezeichnet.

Winterlandschaft

Foto: Werner Thomas



steigen empor und sinken wieder zusammen, beherrscht von einem unhörbaren Rhythmus – eine lautlose Wasser-Lichtorgel.

Dann verdunkelt sich die Bildfläche zu geisterhaftem Dämmer. Formlose Schemen huschen vorüber, ballen sich zusammen zu kreisenden Gebilden, zerbröckeln an den Rändern und zerfallen; aus tausend Lichtsplintern türmen sich spitze Dome auf, Wolken aus Lichtlosigkeit gleiten heran, ausgesparte Inseln der Finsternis, verwischen die Konturen und saugen sich mit der entbundenen Leuchtkraft voll, bis sie selber von innen heraus zu strahlen beginnen und funkelnd weitersegeln.

Der Funker knallt die Hörer auf den Arbeitstisch voller Formulare und Frequenztafeln:

„Es gibt erfreulichere Nächte im harten Leben eines Nordatlantik-Funkers!“

Der Flugzeugführer winkt den Funker herauf und zeigt über den Himmel. Der Funker richtet sich auf in seinem Sitz, um durch die Scheiben blicken zu können. Auch in dieser Haltung

reicht sein Kopf kaum an die Achseln der Piloten. Er sinkt wieder zurück:

„Gegen Nordlicht kämpfen Funker selbst vergebens. Ich hätte euch gern erzählt, ob die Südatlantik-Maschine schon durch die Inter-tropische Front hindurch ist. Aber bei dieser Lage hört man nicht einmal Frankfurt!“

Da streckt bereits jemand seine Fühler bis Frankfurt aus, während wir uns südlich von Grönland befinden, und klagt über schlechten Empfang. Alles ist relativ.

Und am Himmel beginnt der zweite Akt des Schauspiels. Jetzt verwandelt das Licht sich nicht nur in seinen Formen – das Spiel der Farben wird als Steigerung hinzugefügt. Es beginnt mit einem zarten Hauch von Grün, so, wie ein farbloser Edelstein zu funkeln beginnt, wenn man ihn aus einem bestimmten Blickwinkel betrachtet. Das Grün ist eine Art von Meergrün, als betrachte man Eisschollen, in die ein Schleier von Tanggewächsen eingefroren ist. Als wolle das Licht in unmeßbarer Höhe noch

einmal die ozeanische, antarktische Landschaft unter ihm wiederholen. Flecken von Grün also geistern über die Himmelsfläche, während Kugeln, aus Licht gewebt, wie losgerissene Ballons vorübertreiben und ihre Flugspur wie auf einer phosphorisierenden Fläche noch einen Atemzug lang aufgezeichnet bleibt. Dann gewinnt das Grün an Intensität, und nun beginnt der Horizont zu brennen; in grün züngelnden Flammen schlägt es hervor aus dem, was unsere an irdische Vorstellungen anknüpfende Phantasie wieder als Horizont bezeichnen möchte und das weiter nichts ist als eine Kontur aus Schwärze inmitten der Helligkeit, die sich jetzt zu einer feinen Schichtwolkendecke zerfasert und, wie von untergehender Sonne beleuchtet, in tiefem Purpur zu glühen beginnt. Und schon, als habe man die Augen geschlossen und die Komplementärfarbe erblickt, gleitet Rot um Rot vorüber: Wolken, Inseln, Eisgewächse, Rinnsale, Vogelfedern dämmern auf und verblässen wieder; Verwandlung um Verwandlung vollzieht sich, Linien, Dreiecke, Quadrate und Kreise dehnen,

schieben sich übereinander, verwachsen und fallen zurück ins Dunkel.

Und dann scheint die Energie, scheinen Formkraft und Phantasie erschöpft, blasser und formloser werden die Gebilde des Lichtes... der Morgen naht, und die rote Nadel des Radio-Kompasses schlägt bereits zum Langwellenfunkfeuer von Shannon aus, ein wenig zögernd noch und irritiert durch elektrische Störungen und benachbarte Frequenzen. Aber wir wissen, in knapp zwei Stunden werden wir die europäische Küste erreicht haben, und die Sonne wird aus dem Dunst des Horizonts tauchen und rasch an Höhe gewinnen, da wir ihr entgegenfliegen. Und wenn wir Shannon verlassen haben und die grachtenumrundeten mittelalterlichen Städte Belgiens überfliegen, wenn wir gerade die letzten Reste des Frühstücks beseitigen, wird die Sonne sich bereits wieder dem abendlichen Horizont zuneigen. Und im Dämmer auf dem heimatlichen Hafen gelandet, werden wir auf die Frage nach dem Verlauf des Flugs kaum mehr antworten als: „Wir hatten ein schönes Nordlicht unterwegs.“

Ostjugend lebt sich ein

Fotos: Udo Hoffmann



Angst und Bedrückung sind von den Jungen abgefallen

10. November 1959. Es war noch dunkel, das Wetter naßkalt und unfreundlich, als um 7 Uhr 42 Minuten der E 546 planmäßig in den Dortmunder Hbf einlief. Dem Zug, aus Hannover kommend, entstiegen 23 junge Männer im Alter von 17 bis 23 Jahren. Mit wenig Gepäck belastet, nicht nach dem vorletzten Modeschrei gekleidet, durchschritten sie die Sperre. Auf dem Bahnhofsvorplatz nahm sie ein bereitstehender Bus auf. Die 25. Eingliederungsfreizeit für junge Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone hatte begonnen.

Seit nunmehr 7 Jahren werden von der Abt. Jugend des DGB Landesbezirk NRW diese Eingliederungsfreizeiten durchgeführt. Waren es im Anfang spezielle Maßnahmen für bestimmte Gruppen junger Menschen, wie z. B. Abiturienten, die noch einmal nach einem kurzen Sonderlehrgang ihre Reifeprüfung machen mußten, so wurden diese Maßnahmen nach und nach auf alle Jugendlichen, insbesondere auf junge Facharbeiter ausgedehnt.

Aus der Erkenntnis heraus, daß gerade alleinstehende junge Flüchtlinge es im Anfang mitunter unvorstellbar schwer haben in der Bundesrepublik Fuß zu fassen, werden von der Gewerkschaftsjugend diese Maßnahmen durchgeführt.

Die Freizeiten finden in verschiedenen Städten des Ruhrgebietes wie Dortmund, Oberhausen und Gelsenkirchen statt.

Für diese Arbeit ist ein besonders ausgebildeter und auf Grund seiner mehrjährigen Tätigkeit mit den Problemen der jungen Flüchtlinge engstens vertrauter Jugendsekretär eingesetzt.

Bereits auf dem Bahnsteig empfängt er die jeweilige Gruppe. Die jungen Menschen kommen aus dem Auffanglager Sandbostel bei Bremerförde. Hier halten sie sich durchschnittlich 8 Tage auf. In dieser Zeit werden sie von dem für NRW zuständigen Ländervertreter für eine Maßnahme des DGB ausgewählt.

Im Lager selbst befindet sich auch eine Beratungsstelle der Gewerkschaftsjugend mit angegliedertem Klubraum. Sie ist ständig mit einem Jugendsekretär besetzt und wird von der Hauptabteilung Jugend unterhalten.

Mit verschwindend geringen Ausnahmen kommen die Jugendlichen über Westberlin in die Bundesrepublik. Sie melden sich im Lager Berlin-Marienfelde. Von dort werden sie auch ausgeflogen und gelangen über Hamburg-Fuhlsbüttel oder Hannover-Wunsdorf nach Sandbostel.

Wenn nun die Jugendlichen in eine Eingliederungsmaßnahme kommen, bedeutet das für sie die letzte Etappe auf ihrem Fluchtweg, bevor sie, auf eigenen Füßen stehend, in der Freiheit des „goldenen Westens“ sich zurechtfinden müssen.

Sie mit dieser „Freiheit“ vertraut zu machen, ihnen zu helfen, daß sie das richtige Verhältnis zwischen dem, was sie sich vorstellen, und dem, was im Westen nun wirklich ist, gewinnen, ist das Hauptanliegen dieser Maßnahmen; denn unserer Meinung nach ist dieser Westen gar nicht so goldig, wie mancher Bundesbürger ihn so gerne sieht.

Die Freizeiten dauern in der Regel 14 Tage, verlängern sich aber automatisch um die Zeit, die benötigt wird, um jeden Jugendlichen in die geeignete Arbeitsstelle und Wohnung unterzubringen. Das ist nicht immer einfach.

Jede Freizeit endet mit der Vermittlung in Wohnung und Arbeit. Eine gute Unterbringung und eine solide Arbeitsstelle sind die Grundvoraussetzung einer jeden Eingliederung. Die Arbeitsvermittlung erfolgt in engster Zusam-

Und die Musik spielt dazu



Warum so ernst?
Gedanken an daheim?



Bei so viel Fröhlichkeit fällt es leichter, sich einzuleben





Die erste Arbeitskleidung wird gestellt



Anschauungsunterricht im Werk

Und nun ist ein Arbeitsplatz gesichert. Viel Glück!

menarbeit mit den zuständigen Arbeitsämtern. Das Arbeitsamt stellt dem Jugendlichen die Grundausrüstung an Arbeitskleidung und soweit erforderlich, z. B. bei Maurern, das notwendige Handwerkszeug, außerdem bekommt jeder eine kleine Überbrückungsbeihilfe. Da wir fast alle Jugendlichen nach Beendigung unserer Maßnahmen in Heimen unterbringen, übernimmt das Jugendamt bis zu einer Frist von drei Wochen diese Kosten.

Jeder Jugendliche kann also mit seinem ersten verdienten Geld laufende Verpflichtungen für die Zukunft übernehmen, ohne Schulden abdecken zu müssen, die in der Zwischenzeit entstanden sind.

Soweit es die äußerlich notwendigen Voraussetzungen sind, wie Arbeit, Wohnung, Arbeitskleidung, Werkzeug, Fahrgeld, Taschengeld, ist für jeden jungen Menschen gesorgt; doch was geschieht darüber hinaus?

In diesen 14 Tagen kommen die verschiedensten Persönlichkeiten zu Wort. Jugendpfleger, Vermittler des Arbeitsamtes, Arbeitsrechtler, Dozenten der Volkshochschule, Heimleiter, Gewerbelehrer, Vertreter der Jugendverbände und Gewerkschafter. Diese Referenten sind besonders für die Maßnahmen ausgesucht. Zum Teil sind sie vor wenigen Jahren selbst geflohen und können, da sie die Fluchtsituation am eigenen Leibe erfahren haben, den Jungen „von drüben“ etwas sagen. Ganz gleich, ob sie über ihre Institution berichten oder zu allgemeinen Fragen der politischen, wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Situation in der Bundesrepublik Stellung nehmen. Außerdem wird ein Hüttenwerk, eine Zeche oder das Bergbaumuseum in Bochum besichtigt. Kino-, Sport-, Konzert- und Theaterveranstaltungen werden besucht. An den Abenden kommen Gewerkschaftsjugendgruppen zu Besuch, und gemeinsam werden gesellige Stunden verbracht. Zwischendurch ist genügend Zeit der Erholung und Entspannung vorbehalten. In dieser Zeit kann der Jugendliche die Fluchterlebnisse langsam abbauen, sich akklimatisieren und so auf den neuen Start vorbereiten. Er sieht bei der unmittelbaren Be-

rührung mit Kohle und Stahl, daß der westdeutsche Arbeiter schwer arbeiten muß, um sich den Lebensstandard zu erlauben, den man schlechthin als äußeren Schein des „goldenen Westens“ ansieht. Dabei vollzieht sich der Schritt vom Schein zur Wirklichkeit.

Bei den Besuchen der Jugendgruppen und den verschiedensten Vorträgen bekommt er eine Fülle von Angeboten, nach denen er sich später einmal orientieren kann. Denn was er letztlich hier mit seiner Freiheit anfängt, ist seine ur-eigenste Angelegenheit.

Erfreulich ist die Tatsache, daß bei den so eingegliederten Jugendlichen die Zahl der Rückwanderer in die Zone verschwindend gering ist. Dabei ist die Zahl derer – und das dürfte für alle alleinstehenden jugendlichen Flüchtlinge zutreffen –, die deshalb zurückgingen, weil sie hier nicht den notwendigen menschlichen Anschluß fanden, äußerst klein. Es wird heute in der Bundesrepublik viel für diese jungen Menschen getan. Wir sollten deshalb die Tatsache der Rückwanderung junger Menschen nicht in jedem Falle als Niederlage der Demokratie oder als ein Versagen der Bundesrepublik ansehen. Die Gründe, die zur Rückkehr Veranlassung sind, sind so unterschiedlich wie Menschen verschieden sein können. Auf die Dauer erweisen sich manche menschlichen Bindungen stärker als alle politischen Ressentiments, Bindungen zur Familie, zur Braut, zum Freund, zur Nachbarschaft.

Wir fragen nicht, warum oder weshalb der junge Mensch zu uns herübergekommen ist. Für uns ist entscheidend, daß er da ist und wir helfen müssen. Es ist im Augenblick die einzige ernsthafte Möglichkeit, bei der wir etwas für die Wiedervereinigung tun können. Jeder äußerlich wie innerlich in die Bundesrepublik eingegliederte junge Mensch von drüben wird uns helfen, die entscheidende Probe zu bestehen, die wir am Tage der Wiedervereinigung zu bestehen haben.

Viele Jahre schon tun wir diese Arbeit. Wie lange noch?
Hans Dusterhus



Der dritte Mann

Von Cato

Als 1919 Walter Gropius mit seiner Mannschaft in Weimar einzog und das „Bauhaus“ gründete, machten die Weimarer Bürger eine Protestkundgebung. Heute machen unsere gutbürgerlichen Geschäftsleute Werbewochen unter dem Schlagwort „Die gute Form“. Man wirbt nicht für sie, man wirbt mit ihr. Die Erkenntnis, daß Häßliches sich schlecht verkauft, hat unsere Industriellen, die heute die Haupt-Warenerzeuger sind, dazu gebracht, sich zur guten Form zu bekennen. Das hat den neuen Beruf des Formers, des Produktgestalters entstehen lassen. Ihn hat es in der Vergangenheit, von ein paar Sonderfällen abgesehen, in der industriellen Produktion nicht gegeben. Das industrielle Erzeugnis war das Resultat der Zusammenarbeit von Kaufmann und Techniker. Zu diesem Duumvirat, das viele Jahrzehnte allein und unbestritten herrschte, ist gestern als Dritter ein Mensch ganz anderer Art getreten, einer, der die Begabung hat, die den Künstler auszeichnet, die des Formens, des Gestaltens. Später wird man wahrscheinlich einmal feststellen, daß mit dem Wirksamwerden des Produktgestalters ein neuer Abschnitt in der Geschichte der industriellen Produktion begann.

Ein Beispiel dafür, wie neu seine Rolle in der Industrie ist: Im Verlauf von zwanzig Jahren konnten in dem nach Tausenden zählenden Ingenieurkorps einer Weltfirma nur zwei in die Produktgestalter-Abteilung übernommen werden. Dem Handwerker der vorindustriellen Zeit dürfte der Produktgestalter weit eher wesensverwandt sein. Jener besaß, wenn wir den Idealtyp ins Auge fassen, außer der Handgeschicklichkeit auch die Gabe der Gestaltung. Es ist im Grunde nur die konsequente Fortführung des Prinzips der Funktionsteilung, wenn die Industrie heute die Aufgabe der Formgebung als eine spezifische Leistung begreift und dafür die entsprechende Spezialbegabung heranzieht.

Warum hat sie das nicht früher getan, warum hat sie so lange gezögert, den gestalterisch begabten, künstlerisch schöpferischen Menschen zu Hilfe zu rufen? Man wird hier außer den Ursachen, die in der industriellen Entwicklung selbst liegen, auch die Hemmungen aus einer bestimmten Mentalität sehen

müssen. Bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte unbeschadet des Wandels künstlerischer Strömungen die romantische Kunstauffassung. Für den Künstler, wie er damals sich selbst verstand und wie er von der Gesellschaft gesehen wurde, war die nüchterne Welt der Maschinen und der Massenprodukte kein Betätigungsfeld. Gewiß, man hätte sich daran erinnern können, daß die ersten Techniker der Neuzeit zugleich Künstler waren, daß derselbe Leonardo, der das „Abendmahl“ schuf, auch einen Ruf als Festungsingenieur besaß, aber so etwas stand der Denkweise der Zeit so entgegen, daß man es, wenn überhaupt, nur als historisches Kuriosum registrierte.

Bedenkt man, welche Kluft zu Beginn der industriellen Welt den künstlerischen Menschen und den des Gewerbetreibenden trennt, so versteht man, warum die ersten Versuche von Künstlern, Einfluß auf die Gestaltung industrieller Erzeugnisse zu gewinnen, erfolglos bleiben mußten. Wer in einer Welt wirken will, muß die Gesetze kennen, denen sie gehorcht. Eben diese Kenntnis fehlte den zweifellos mutigen Männern, die schon vor Jahrzehnten versuchten, rein vom Ästhetischen her die industrielle Produktion zu reformieren. Daraus hat man gelernt. Die Produktgestalter von heute erfahren in ihrer Ausbildung, womit man in der industriellen Welt umgeht, wie in ihr gearbeitet wird, welche Bedingungen der Techniker und welche der Kaufmann zu respektieren hat. Wer an der Essener Volkshochschule Produktgestalter werden will, muß entweder eine praktische Lehre hinter sich haben oder während des Studiums noch ein Praktikum durchmachen. Die anderen Schulen halten es ebenso. Technisches Zeichnen, Mechanik, Statik, Mathematik, Physik, Chemie, Werkstatt-Techniken sind Pflichtfächer. In den oberen Semestern müssen sich die Studierenden mit Marktforschung, mit den modernen Herstellungsmethoden, mit dem Patentrecht beschäftigen, müssen Funktions-, Material- und Herstellungsanalysen durchführen. Am Ende der zehensemestriigen Ausbildung sollen sie mit dem Kaufmann und dem Techniker nicht nur in deren Sprache reden, sondern mit ihnen denken können. Sie werden also auf die Zusammenarbeit, auf den Kompromiß hin, ausgebildet.

Foto: Werner Polasik

Das muß seine Konsequenzen für ihr eigentliches Fachstudium haben. Wer in einem Team, das den Kompromiß braucht, bestehen will, muß selbstverständlich seinen Part beherrschen. Das bedeutet, daß in der Ausbildung das Gestaltungsvermögen herausgefordert und geübt werden will. Man beginnt in der allgemeinen Gestaltungslehre mit Zeichnen, Malen, Modellieren und setzt das später in den Fachsemestern in Konstruktions- und Materialübungen und im Gestalten zunächst einfacher und dann komplizierter Dinge fort. Dabei werden breite Möglichkeiten zum technischen Experimentieren gegeben.

Zugleich mit den schöpferischen müssen aber auch bestimmte intellektuelle Fähigkeiten entwickelt werden. Der Produktgestalter muß wissen, was er tut, er muß sagen können, warum er die oder die Form vorschlägt. Darum werden während der Studiengänge immer wieder Formen betrachtet und zergliedert, wird in gemeinsamer Überlegung geklärt, warum sie so und ob sie so gut sind. Außerdem setzt man sich mit den geistigen Strömungen der Zeit, mit ihren Moden und Geschmackswandlungen kritisch auseinander. Soziologische und sozialpsychologische Probleme stehen darum für den künftigen Produktgestalter ebenfalls im Vordergrund.

Schaut man sich die jungen Menschen an, die sich darauf vorbereiten, einmal dritter Mann in der industriellen Produktion zu werden, und vergleicht man ihre Arbeiten, dann lassen sich drei Typen unterscheiden. Der eine ist dem intuitiven Erfinder alten Stils verwandt. Auch er „findet“ originelle Lösungen, nicht nur für die Form, sondern oft auch für das technische Funktionieren. Ein anderer Typ ist in seiner Wachheit, Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit dem Werbemann verwandt. Er weiß, was die Zeit will, und er ist in der Lage, ihr aus einem reichen Vorrat gefälliger Angebote zu machen. Schließlich gibt es noch den doktrinären Kopf, der Prinzipien und meist auch einen Schuß volkerzieherisches Sendungsbewußtsein hat. Diese unterschiedlichen Begabungen zu erkennen, sie produktiv zu machen, ist der pädagogische Sinn der Ausbildungsarbeit.





Anmerkungen zu einem Mann namens Ja-Ja.

Zeichnung: Gesine Bierbach

Auf den Seiten 12 bis 14 ist ein Kapitel aus dem Roman „des Königs krokodil“, von dem Kölner Schriftsteller Herbert Kaufmann, abgedruckt. Kaufmann, dessen erste Arbeiten „Aufwärts“ veröffentlichte, wurde 1958 für seinen Roman „Roter Mond und heiße Zeit“ mit dem Jugendbuchpreis ausgezeichnet. Nachfolgend berichtet er, wie er auf das Thema seines neuen Romans stieß.

Vor knapp fünf Jahren reiste ich im Delta des Nigers. Damals hörte ich zum ersten Male etwas über ihn. Die Ibos sagten: er war der bedeutendste Mann, den unser Volk hervorbrachte. Gehen Sie nach Opobo. Dort steht sein Denkmal. Ja, gehen Sie nach Opobo. Dort wird man Ihnen noch mehr zeigen können... Aber nach Opobo kam ich damals nicht.

Später befaßte ich mich mit der Geschichte des Nigerdeltas und mit der Besitzergreifung der Europäer an der Guinea-Küste. Und wieder stieß ich auf diesen Namen. Da war die Darstellung eines englischen Historikers, aus der ich manche wichtigen Einzelheiten entnahm. Aber das Gefühl, daß diese Schilderung nicht ohne Vorurteil verfaßt war, bestimmte mich, weiterzuforschen. Ich fand Reiseberichte und Protokolle aus dem letzten Jahrhundert, in denen dieser Ja-Ja erwähnt wurde, und eine vorzügliche Studie aus der Feder eines afrikanischen Historikers warf neues Licht auf die Lage im Delta in jener Epoche. Und je mehr ich über diesen Mann lernte, desto stärker wurde ich gefesselt. War es einem englischen Forscher anders gegangen, als er sein Urteil in die Worte kleidete: „... aber es ist unmöglich, keine Sympathie für ihn zu empfinden in seinem Kampf, das festzuhalten, was er kraft seiner eigenen Persönlichkeit gewonnen hatte.“

Wer war dieser Ja-Ja? – Über seine Herkunft weiß man wenig. Er soll 1821 im Hinterland des Deltas geboren worden sein. Fest steht, daß er im Alter von zwölf Jahren auf einem Sklavenmarkt verkauft wurde. In den dreißiger Jahren lebte er in Bonny, damals der wichtigsten Handelsstadt des Nigerdeltas. Dank seiner Tatkraft und Intelligenz steigt er auf und wird zu einem erfolgreichen Palmöhländler an der Küste. Um 1860 steht er an der Spitze eines „Hauses“; so nennt man die Verbindungen einer Familie mit ihren Handelsagenten, Freunden, Abhängigen, Sklaven. Zwischen Ja-Ja und anderen Häuptlingen in Bonny kommt es zu einem Zerwürfnis, dann zum Bürgerkrieg, den er scheinbar verliert. Er und seine Anhänger verlassen Bonny und gründen Opobo als neue Stadt. Und in kurzer Zeit

überflügelt dieses Opobo das vierhundert Jahre alte Bonny. Ja-Jas Einbäume kreuzen vor der Küste, überwachen die Flüsse und das Hinterland. Auf eigenen Schiffen läßt er Palmöl nach England befördern. Die Königin Viktoria übersendet ihm ein Ehrenschwert. Der Kauf eines eigenen Kriegsschiffes wird im letzten Augenblick verhindert. Er schickt seine Kinder nach England, um sie dort erziehen zu lassen, und er holt – in einzelne Teile zerlegt – ein Haus von Liverpool nach Opobo, um wie ein europäischer Händler zu leben. Ja-Jas Namen ist in aller Munde und vor allem im Munde derjenigen, die ihm nicht wohlwollen. Das sind jene Kaufleute, die sein Monopol im Palmölhandel durchbrechen möchten. Sie würden lieber ihre Schiffe und Aufkäufer selbst in das Hinterland senden. Aber Ja-Ja duldet keine fremden Händler und keine fremden Fahrzeuge in seinem Gewässer. Wer Palmöl kaufen will, soll es in Opobo tun. Welche Zwischengewinne er erzielt, dadurch daß er sich zum alleinigen Aufkäufer im Hinterland aufwirft, läßt sich abschätzen. Neid und Mißgunst der Europäer führen in England zu Protesten über Ja-Jas Eigenwilligkeit. Die Regierung gibt ihrem Konsul in der Kolonie Lagos eine recht vieldeutige Vollmacht, aus dem dieser Konsul enträtseln zu können glaubt, er sei berechtigt, Ja-Ja zu verhaften.

Es kommt unter dem Druck von britischen Kanonen zu einem Ultimatum an Ja-Ja. Entgegen dem feierlich gewährten freien Geleit zwingt man den König, an Bord eines Kriegsschiffes zu gehen und stellt ihn in Accra vor Gericht. Das Urteil steht im voraus fest. Das Verfahren ist eine grausame Komödie, die das dahinter abrollende Drama eines Wirtschaftskrieges vertuschen soll.

Ja-Ja wird nach Westindien deportiert. Jahrelang bleiben seine Briefe an die Krone ohne Erwiderung. Endlich, 1891, läßt man den körperlich gebrochenen Mann – er ist 70 Jahre alt – frei. Er fährt zurück nach Afrika. Aber in Teneriffa, ehe er den Boden seiner Heimat noch einmal betreten kann, stirbt er. Mit Gewalt, mit Versprechungen, mit Verträgen ist längst die ganze Küste aufgeteilt worden. Ja-Jas Leichnam wird in der nicht mehr freien Erde seiner Heimat beigesetzt.

Später errichten ihm englische und afrikanische Freunde ein Denkmal. Auch das Fehlurteil von Accra wird aufgehoben. Ja-Jas Erben wird eine Entschädigung gewährt. Nachträgliche Objektivität und Fairneß mildern das frühere Unrecht.

Stoff genug für einen Roman. Kommt hinzu, daß die Zeit des großen Königs auch noch die alten Sitten und die alte Religion der Ibo-Stämme in voller Lebendigkeit kannte. Vorstellungen, daß die Seele des Menschen zugleich in einem entsprechenden Wesen – in einem Baum, einem Fluß, einem Tier – sitzt, waren

religiöse Wirklichkeit. – Ich griff diese Geschichte auf, formte, änderte, gestaltete sie, bis es mir schien, daß sie den vergeblichen Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit der Delta-Völker widerspiegelte und durchsichtig machte. Eine Episode aus dem in Europa damals kaum recht verstandenen Zugriff der Freibeuter und Wirtschafts imperialisten auf die technisch unterlegenen Völker. Hier Engländer, dort Franzosen, Deutsche, Belgier. Jetzt verebbt die Welle. Unter anderen Vorzeichen beginnt eine neue Epoche.

Ich schrieb die ersten Kapitel in Deutschland, und dann – im Jahre 1959 – fuhr ich wieder nach Afrika und diesmal besuchte ich Opobo und das Delta und prüfte, ob denn die Szenerie und die Menschen richtig getroffen waren. Und ich wollte auch wissen, was noch übrig war aus der Zeit des Königs Ja-Ja.

In einem kleinen keuchenden Motorboot ließ ich mich über den Ikomtoro-Fluß rudern. Der Regen fiel, und die Fische sprangen, und Kanus, die zum Fang ausliefen, begegneten mir. An einer Landzunge wurde Anker geworfen. Der Bootsmann trug mich auf seinen Armen durch das seichte Wasser zum Steg. Vor mir lag Ja-Jas Stadt. Ich kann sie kaum besser beschreiben, als ich sie im Nachwort des Buches beschrieben habe: Dächer rostig rot. Dächer schief und krumm. Wände aus Lehm und Geflecht, zerbröckelnd, verfallend. Blauer Holzrauch aus Hinterhöfen. Nackte Kinder... Zäune aus Latten. Steinhäuser mit blinden Scheiben, vom Unkraut überwucherte Innenhöfe und Wellblech. Wellblech überall. Selten ein Gruß...

Opobo war eine sterbende Stadt. Und doch. Ich traf die Nachkommen der großen Häuptlinge, die Familien der Black Foobra, der Pepple, der Jack Tulefare. Ich sah die Schule, wo Ja-Jas Nachkommen das Abc erlernen; die Holzkirche, mit den lang von der Decke herabhängenden Petroleumlampen, wo die Kinder Wogo Dappas getraut werden. Ich lernte einen Ja-Ja-Enkel kennen, der Medizinmann war und aus der Hand las und dazu Bibelsprüche murmelte. Und Chief Douglas Ja-Ja träumte laut von einer goldenen Zukunft, von einer Wiederauferstehung Opobos. Ich stand vor Ja-Jas Denkmal, betastete die Rümpfe verfallender Kriegskanus, bewunderte rostige Kanonen und stand vor überwucherten Gräbern. Alles, was ich geschrieben hatte, bekam einen seltsamen Glanz von Wirklichkeit und was ich noch schreiben wollte, wurde an diesem Erlebnis geprüft.

Das Motorboot brachte mich zum Festland, tuckerte an Wäldern von Mangroven und Rotang-Palmen vorüber und machte an dem schwarzen Steg fest, vor dem früher die großen Schiffe geankert hatten – Schiffe, die nicht mehr kamen.

Herbert Kaufmann

Das Krokodil

Erzählung von Herbert Kaufmann

Illustrationen: Gesine Bierbach

Alle behaupten es zu kennen. Aber keiner kannte es wirklich. Sie sprachen von ihm und nannten es das Große, das Gewaltige, das Uralte. Aber seinen eigentlichen Namen nannten sie nicht.

Sie sagten: Als die Väter unserer Großväter junge Männer waren und im Delta ihre Fische fingen, war es schon alt. Damals waren die Inseln leer. Der Elefant stampfte durch die immergrünen Regenwälder. Nie sah er einen Menschen. So leer war dieses Land. Die schwarzen Einbäume, in denen unsere Großväter geboren wurden – denn man hatte Furcht, auf den hohen Ufern Dörfer zu errichten –, glitten über jungfräuliche Flüsse. Sie fuhren den Engenni-Fluß abwärts und durch die Creeks zum Sambreiro und von diesem zum Buguma und zum Calabar-Fluß und zwischen den großen Inseln hindurch zum Bonny- und Imo-River. Und sie legten ihre Reusen aus an der Grenze des Salzwassers und räuchernten die Fänge mit Feuer aus Mangrovenholz. Und wenn die Nacht kam und alle um die Glut saßen und schwatzten, geschah es, daß sie es sahen.

Sie sagten: Es war von ungeheurer Größe, fast so lang wie ein Kriegskanu des Königs George Pepple, ja, noch größer und viel breiter. Die Algen wuchsen auf seinem Rücken wie ein milchgrüner Flor. Auf dem gehörnten Kopf hatten sich kleine Muscheln angesetzt. Ihr kennt sie. Es sind die gleichen, die auf den Wurzeln der roten Mangrove wachsen und die man erblickt, wenn Ebbe eintritt. Aber das Furchtbarste war die vierfache Kammlinie horniger Buckel, die sich vom Ansatz des Halses bis zur Spitze des Schwanzes erstreckten. Es hatte eine andere Farbe als die übrigen Krokodile. Daran konnte man es auch erkennen. Es war nahezu schwarz. Und sie fügten hinzu: wie einer von uns.

Und sie sagten: Es ist unser aller Großvater. Damit meinten sie nicht einen wirklichen Großvater. Aber sie glaubten doch, daß es der Erzeuger ihres Volkes sei, nämlich des Volkes der Salzwasserleute, das aus vielen Stämmen bestand. Das glaubten sie.

Einige alte Männer sagten: es hat unzählige Söhne und Töchter in den Lagunen und Creeks, im Niger selbst und in seinen tausend Flußarmen. Und diese Söhne und Töchter haben wiederum tausend und tausend und tausend Enkel. So wie wir.

Niemand hielt das Krokodil für einen Gott. Aber es besaß eine Seele oder eine Kraft, die man chi nannte, und die man verehrte. Die Frauen der Ibo stellten Gefäße mit Yamswurzeln an den Ufern der Wasserläufe auf, ehe die Nacht hereinbrach. Am Morgen, wenn sie zaghaft und mit abgewandtem Gesicht den Orten nahten, wo sie die Nahrung abgesetzt hatten, fanden sie die Töpfe leer und die Fußabdrücke eines ungeheueren Krokodils im Schlick und die Schleifspur des Leibes dazwischen und ringsum alles zertreten. Sie sagten dann: Es ist dagewesen. – Sie empfanden Zuversicht bei diesem Gedanken. Er gab ihnen Kraft. Sie riefen über das tote, braune Wasser: chi des großen Krokodils, gib unseren Söhnen Stärke. Treibe ihnen die Fische in die Netze, und schütze sie auf ihren Handelsfahrten.

Die Weißen, die mit ihren Segelschiffen – und seit einigen Jahren auch mit Dampfern – in die Mündungen des Nigers eindrangen und vor Bonny, Brass, Akassa, James Town und Calabar Anker warfen, hatten von dem alten Krokodil gehört. Aber für sie war es ein Phantom, eine Gestalt der Einbildung, und sie kümmerten sich nicht darum oder redeten verächtlich von ihm und machten Geschäfte und fuhren davon. Nur von John L. Rufft wurde behauptet, er habe ein einziges Mal einen Blick auf das Tier werfen können. Dies sei gewesen, als er sich in Begleitung von John Africa nach Aboh habe rudern lassen. John Africa, der durch seine Frauen mit den Häuptlingen im Hinterland verschwägert ist und von dort das Elfenbein bezieht, das John L. Rufft für die Firma Peary & Peary aufkauft – John Africa also hatte im Kugbo-Creek die Nacht verbracht. Er und der alte Rufft waren nach langem Suchen auf eine Lichtung gestoßen, die sich zum Lagern eignete. Ihre Leute hatten das Gelände nach Schlangen abgesucht, auch einige gefunden und totgeschlagen und waren gerade dabei, das Essen vorzubereiten, als in dem Wasser des Kugbo-Creeks eine unerklärliche Bewegung entstand. Eine starke Dünung, gefolgt von vielen kleinen, sehr heftigen Wellen, die bis an die Pandanussträucher und Rotangpalmen herangetragen wurde, wühlte den Schlamm des Gewässers auf. Und für einen Augenblick – darauf schwören John Africa und John L. Rufft – sei der Schup-



penpanzer eines Krokodils von phantastischer Länge sichtbar geworden. Auch die Stirnhöcker mit den Augen und grünen Pupillen seien aus dem Wasser aufgetaucht. Die Ruderer hätten sich die Augen zugehalten, um nicht behext zu werden. Doch sei die Echse ebenso geschwind wieder verschwunden wie sie sich aus dem Wasser erhoben habe, und nur die umgeschlagenen Kanus, die fortgespülten Ruder und das die Böschung hinaufgespritzte Wasser hätten den Beweis geliefert, daß alles wirklich so geschehen sei.

Wenn Rufft diese Geschichte erzählt, fügt er stets hinzu, er sei völlig nüchtern gewesen und John Africa nicht betrunken als üblich. Immerhin gibt es zu denken, daß man ihn in Aboh so gleich bei der Ankunft fragte, ob ihnen unterwegs etwas Sonderbares begegnet sei, da sie alle verstörte Gesichter zeigten... Es gab nach alle dem keinen Zweifel: Im Gewirr der Sumpfwälder und Lagunen, zwischen den düster schweigenden Urwäldern und dem Brackwasserfarn, in den unzähligen Schlupfwinkeln des Deltas war es zu Hause. Wenn die Ijos vor ihren blinkenden Messingpfannen saßen, um aus dem Seewasser durch Verdampfen Salz zu gewinnen, mochte es irgendwo draußen im Schutze einer Schlickinsel sonnen und mit offenen Augen ohne Unterlaß über die Wasseroberfläche starren, um bei der geringsten Bewegung lautlos in der Tiefe zu versinken, kaum daß Blasen und quielende Strudel seinen Weg verrieten. Die Könige von Bonny, also die Herrscher aus dem Hause Anna Pepple, pflegten im September, wenn die Hochwasser des Nigers ihren Schlamm zum Meer wälzten, diesem Krokodil einen Menschen zu weihen. Fast immer waren die Opfer Sklaven, junge Männer oder Mädchen nicht über zehn Jahre alt. Die Priester des Aro-Fetischs banden die erwählten Sklaven lebend auf einen Holzfahl oder einen starken Baumstamm und warfen sie dann in den Strom. Männer und Frauen der Stadt aber standen am Ufer und warteten, bis der Pfahl unter den Schwanzschlägen der Krokodile in Bewegung geriet und die Opfer in die Tiefe gezogen wurden. War dies geschehen, brach ganz Bonny in Jubel aus. Der Tod dieses einen Menschen, so glaubten sie, brachte allen Bewohnern Glück im nun folgenden Jahr: reiche Fänge an Fisch, Scharen an Sklaven, Palmöl in Hülle und Fülle und Vernichtung ihrer Feinde. Sie waren auch der Ansicht, daß ihnen selbst von jenen Krokodilen jetzt kein Unglück mehr zustoßen könnte.

Die Könige von Bonny versümmten dieses Opfer nie. Seit mehr als vierhundert Jahren – denn so alt ist die Stadt Bonny – hatte sich das Fest der Krokodilspise wiederholt, wenn die Wasser des Nigers ihren Höchststand erreichten. Und nie, in all diesen vierhundert Jahren, hatten die gefräßigen Tiere auch nur ein einziges Mal die Opferspeise verschmäht. Und Bonny erstarkte wie ein junger Baum, dessen Stamm breit und kräftig wird, der Äste treibt und seine Zweige in den Himmel sendet. Vorstadt um Vorstadt legte sich um das alte Bonny und wuchs mit dem

Kern der ursprünglichen Siedlung zusammen. Die Kriegskanus brachten die Sklaven zu Hunderten in die Stadt. Die Händler, meist Ibo und Aro, bereiteten ihre Ware für die Märkte vor, die immer stattfanden, wenn englische, französische, portugiesische und spanische Schiffe in den Fluß einliefen und ihren Salut schossen. Und jedes Schiff füllte seinen schwarzen Bauch mit Menschenfleisch und schleppte diese Ladung aus Fleisch und Blut und Muskeln und Sehnen, diese Ladung an menschlicher Not, an Schmerz und Leid weit über den Ozean nach Brasilien und Westindien und Virginia.

Niemals vorher und niemals später hat es eine Stadt an der Fieberküste gegeben, so gefürchtet und so unermeßlich reich wie diese. Aber nach jenem Ereignis änderte sich alles. Der britische Palmölhändler John L. Rufft berichtete: „Ich stand mit meinen Freunden draußen am Strand zwischen den Kanonen, und wir warteten darauf, daß etwas geschehen würde. Wie immer bei diesen Festen hatte sich eine gewaltige Menschenmenge eingefunden. Sehr viele Frauen darunter in neuen Baumwollkleidern und noch einmal so viele Kinder. Die Frauen und Kinder mußten sich oben auf der Böschung aufhalten. Die Männer weilten vorne am Wasser. Ich will es kurz machen, denn diese Feste sind für einen Weißen ziemlich unerfreulich – obschon ich nicht zimperlich bin. Schließlich habe ich mehr als ein dutzend Mal zugehört. Aber so wahr ich John Rufft heiße: Man kann es kaum ertragen, dabeizusein...“

Er schöpfte Atem und nahm einen Schluck aus der Flasche und noch einen dazu und fuhr danach fort: „Aber die paar Traders, die in Bonny ihre Lagerhäuser haben, müssen aus Freundschaft zum König zuschauen. Fast alle gehen rechtzeitig auf längere Reisen, wenn das Fest bevorsteht. Aber ich konnte damals nicht weg. Ich hatte das Fieber gehabt und war gerade erst wieder auf den Beinen. Nein, ich lag in einem Korbessell, weil ich noch sehr schwach war. Aber Oko Jumbo und Alali und die anderen Großen aus Bonny und der König selbst kamen und begrüßten mich. Das hat ihnen Eindruck gemacht, daß ich trotz meiner Schwäche erschienen war. Und später habe ich von ihnen mehr Palmöl bekommen als alle diese anderen Schmutzfinken zusammen. Aber ich will es kurz machen, sagte ich...“

Er knöpfte sich das Hemd auf, denn er konnte es schlecht tragen, wenn er in der widerlichen Schwüle einen engen Kragen tragen mußte. Und er nahm auch noch einen Schluck oder zwei. Dann wischte er sich mit dem Handrücken den Mund ab und sagte: „Verdammt will ich sein, wenn ich es jemals vergesse... Die Aro-Priester, die durch ihre Fetischtempel das Volk in der Hand haben, schleppten ihn an. Da gab's ein Gemurmel. Vor allem die Weiber begannen miteinander zu flüstern. Der Bursche, den sie da auf den Pfahl geschnallt hatten, war nicht unbekannt in Bonny. Auch ich hatte ihn schon gesehen. Aber natürlich achtet man nicht sonderlich auf einen Sklaven. Von der Sorte laufen zu viele in der Stadt herum und sind unver-

schämt und vorwitzig, weil sie wissen, daß man ihnen das Fell nicht mehr über die Ohren zieht... Sollten uns Briten jeden Tag auf den Knien danken, daß wir die Spanier und Franzosen daran hindern, sie einzufangen und über den Atlantik zu schleppen. Aber dieses dumme, eingebilddete Kropfzeug benimmt sich anmaßender als die Freigebohrenen... Nun, ich sagte, ich kannte ihn. Aber ich war ihm wohl ein halbes Jahr nicht mehr begegnet, da ihn die Aros vermutlich eingesperrt hielten.“ Er husdete und danach wurde die Flasche bis gut zur Hälfte leer.

„Ich konnte verstehen, daß die Weiber zu tuscheln hatten: so einen Kerl wie diesen sah man nicht alle Tage. Wie ein Baum war er gewachsen. Muskeln wie ein Pferd. Ein hoher Schädel. Glänzende große Augen. Das Gesicht – ich will nicht sagen, daß es schön war, nicht einmal ebenmäßig – ja, wenn man genau hinsah, glaubt man einen ungemein grausamen Zug um Nase und Augen zu erkennen. Aber das Kinn war freundlich und der Mund war weit geschwungen und wirkte freundlich. Ich meine, er fiel auf. Und es war ein Jammer, daß sie ihn in die Fluß werfen wollten. Aber daran war nichts zu ändern. Im übrigen, was ging's mich an? Ich hatte keinen Auftrag, die Gemeinheiten und Niedrigkeiten dieser Nigger abzustellen, obgleich es zum Himmel stank, was hier geschah...“ John L. Rufft sah in den gesprungenen, halbblinden Spiegel gegenüber auf der Holzwand und sah sein gelbliches Faltengesicht und die tiefen Schatten um die Augen, die er der Malaria verdankte. Er blickte schnell wieder weg, und der Rum in der Flasche ging nach diesem Zug fast zu Ende.

„Damals wußte ich nicht viel über diesen Sklaven. Bekannt war mir nur, daß er ein Ibo namens Ja-Ja war und aus dem Hinterland stammte, aus dem Gebiet von Orlu. Ich hatte auch gehört, daß er an einen gewissen Madu, einen Häuptling aus dem Hause Anna, verkauft worden war. Aber mehr war mir nicht bekannt... Sie trugen also den Pfahl und den daran gefesselten Mann durch die Menge. Da gab es keinen, der gelacht oder gespottet hätte, denn das würde die Krokodile beleidigt haben, wie sie meinten. Es ging also ganz feierlich zu, und ich glaube, wenn eines der Weiber in Tränen ausgebrochen wäre, hätten alle übrigen mitgeheult. Aber es blieb still.“

Die Fetisch-Priester ließen die Trommeln schlagen. Und ein Huhn wurde geschlachtet und das Blut ins Wasser des Flusses geträufelt. Mag sein, daß damit irgendwelche verfluchten Geister besänftigt werden sollten. Aber diese Aros sind gerissene Burschen: sicher sollte das Blut die Krokodile schon einmal anlocken... Palmöl gossen sie auch in den Fluß und die Trommeln trommelten unaufhörlich, und das Volk wurde allmählich aufgeregter. Sie zerrten den Balken bis zum Wasser. Ich sah, daß sie dem Mann den Mund mit einem Tuch verschlossen hatten, so daß er nicht schreien konnte. Aber ich sah seine Augen. Ich stand ja in der ersten Reihe... Die Augen, lieber Gott... ich

glaube, er sah in dieser Sekunde jeden von uns an, und es war so, als erwartete er, daß wir irgend etwas für ihn täten. Ich weiß nicht, was er erwartete. Aber da war etwas, auf das er hoffte. Und er blickte auch mich an. – Verdammt, ich bin nicht zimperlich. Und es war nicht das erste Mal, das sagte ich doch. Aber es ging mir durch, so als ob sie mir einen Nagel in die Brust trieben. Und ich holte die Flasche aus der Rocktasche und ich tat einen Zug...“ John L. Rufft leerte die Flasche bis zur Neige, und dann schleuderte er sie gegen den Spiegel an der Holzwand. Der Spiegel war erledigt und die Flasche auch, und er machte die zweite auf.

Er sagte: „Sie hatten zwei kleine Einbäume herbeigeschafft. Sie hängten Ja-Ja dazwischen und fuhren ihn ein Stück heraus. Nicht zu tief hinein. Ich nehme an, sie wollten das Schauspiel genießen... Als der Balken allein im Wasser lag, sah ich, daß sie zwei Kalebassen so daran befestigt hatten, daß Ja-Ja mit Kopf und Schultern hoch lag und nur Beine und Rumpf im Wasser hingen... Die Einbäume paddelten wieder an Land. Und wir alle standen so und starrten und dachten... ich weiß nicht mehr... aber wir sagten uns: Jetzt muß es geschehen, und jetzt muß man doch bald ihre dreieckigen Schnauzen sehen und die Wasserwirbel, und der Pfahl muß anfangen zu schaukeln. Doch es geschah nichts. Einfach nichts. Nicht eine Welle. Der Fluß wie ein Brett so glatt. Der Himmel blau und die Mangroven an den Ufern wie schwarz-grüne Streifen. Und nichts. Keine Bewegung. John Africa, der neben mir stand, sagte: Das taugt nichts. Er hätte längst zerrissen sein müssen. Sie hätten ihn mit Fischblut einreiben sollen. Ich sagte nichts. Ich ließ mich auf einer Kanone nieder und starrte in den Sand. Die Augen taten mir weh. Die Sonne blendete. Und in dem Augenblick muß es sich abgespielt haben.“

Rufft feuchte sich die Lippen mit der Zunge an, und dann erst goß er den Brantwein hinunter. Er hatte ein ganz rotes Gesicht trotz seiner gelblichen Hautfarbe, und sein Adamsapfel glitt an seinem Halse auf und ab.

„Da war ein Schrei. Habt ihr schon einmal einige tausend Menschen gleichzeitig aufschreien gehört? Wie sie Atem holen, so mit einem seltsamen Geräusch in der Kehle, und dann losbrüllen. Brüllen, sage ich? Nein, ein schrilles Schreien. John Africa schrie und Alali und Bini Narbengesicht; Wogo Dappa schrie und Black Foobra und Oko Jumbo und alle, die um mich herumstanden... sie hatten die Mäuler auf und schrien, schrien... Ich habe nur die Welle gesehen, denn als ich auf die Beine kam, hatte es schon wieder getaucht. Aber John Africa hatte jede Bewegung des Tieres mitbekommen. Es war das große... ihr wißt schon, das gleiche, das uns damals am Kugbo-Creek begegnet war. Diesmal war es in seiner ganzen Länge sichtbar gewesen. Für einige Sekunden vielleicht. John Africa hatte es gesehen. Und Alali und Wogo Dappa und Oko Jumbo hatten es gesehen und alle die Tausende am Ufer... und alle riefen durcheinander, denn es war ungeheuerlich gewesen. Es muß an die sechzig Fuß gemessen haben, und es soll wie eine Seeschlange einen Halbkreis um Ja-Ja geschwommen sein. Und wie ein Stein sei es getaucht, als es das Gebrüll am Ufer hörte. Wie ein Stein... Ich sagte, ich sah nur die Welle. Sie rollte über die spiegelglatte Oberfläche des Wasser wie ein Wulst, versteht ihr?, und hoch über den Strand und überschwemmte ihn bis zu den Kanonen hinauf. Ich sah den Pfahl schaukeln und die beiden gelben Kalebassen rechts und links und die regungslose schwarze Gestalt dazwischen. Und alle sagten: Es wird zurückkommen. Seid still. Es kommt. Es kommt so sicher wie die Sonne aufgeht und über den Himmel wandert. – Nach dem Geschrei war die Stille fast unerträglich.“

John L. Rufft schlug die Füße übereinander. Er hielt den Flaschenhals mit dem Daumen zu und blickte vor sich hin, die Unterlippe vorgeschoben, und nickte kaum merklich mit dem Kopf. Aber er trank diesmal nicht.

„Wir warteten. Wir wollten es noch einmal sehen. Der Mann an dem Pfahl – er ging uns nichts mehr an. Wir empfanden nichts mehr für Ja-Ja. Ich könnte schwören, daß dies nicht nur mein Gefühl war. Alle warteten auf das Tier. Sie hatten den Köder ausgeworfen, und sie wollten etwas dafür haben. Sie verlangten das Schauspiel, bei dem ein menschlicher Leib in Fetzen gerissen wurde. Das Wasser sollte sich bewegen, und der Schwanz der Echse sollte Schläge austeilen, und die Kiefer sollten zuschnappen, und es sollten große rosafarbene Schaum-

blasen erscheinen, und dies alles sollte so geschehen, um ihre Gier zu befriedigen und auch weil es Bonny Glück bringen würde... Ich sage euch: Die Schweißtropfen, die die Sonne uns abpreßte, die zu Boden fielen, waren das einzige Zeichen, daß diese Masse Mensch nicht erstarrt war. Und dann geschah das andere Unerhörte an diesem Tag. Das andere, das keiner von uns verstand, obschon es so langsam vor sich ging, daß wir alle es hätten verhindern können.“

Er schüttelte die Rumflasche wie man eine Arznei schüttelt, ehe man sie einnimmt. Aber er trank keinen Schluck. Mag sein, daß der starke unverdünnte Rum zu wirken begann. An anderen Tagen allerdings pflegte Rufft noch viel größere Mengen in sich hineinzugießen, ohne daß man ihm sonderlich etwas anmerkte...“

„Ein Mädchen stieg mit ruhigen Schritten von dem Hang herab, wo es bisher bei den Frauen gestanden hatte. Es drängte sich zwischen den Männern hindurch bis zum Wasser. Dort legte es ein Tuch ab, das es um die Hüfte trug, und watete in den Fluß. Wir sahen stumm zu. Nur oben auf der Uferböschung schrie eine Frauenstimme ‚Amal!‘ und noch einmal ‚Amal!‘. Aber es hielt sie keiner von uns zurück. Auch die Aro-Priester nicht in



Waren, die Hängematte unter der verräucherten Decke, die Petroleumlampe und das Emailgeschirr auf der Mahagoni-kommode. Das ist es, dachte er, das ist es also, was übrig-bleibt, wenn man zwanzig Jahre an dieser Küste gearbeitet hat. So also lebt man als weißer Händler in Bonny. So lebt man, wenn man die Abgaben an den König bezahlt, Rum trinkt, Schulden eintreibt, auf Schiffe wartet – wenn man wartet, auf was wartet, auf was? Seine Gedanken verwirrten sich. Er strich sich über die Haare, die ihm in die Stirne fielen, lange schwarze Haare. Da setzte Rufft seinen Bericht fort und O'Mackennon schwieg weiter.

„Inzwischen näherte sich das Mädchen wieder dem Strand.

ihren Federhüten und mit den Medizinbeuteln auf der Brust und den Leopardenfellen um die Schultern. Auch Wogo Dappa nicht, der ihr am nächsten stand. Niemand . . . Wie ein gerader schwarzer Strich sah es aus, als sie langsam, ohne sich um-zudrehen, ohne zu sprechen, ja ohne sich auch nur zu über-zeugen wie tief es vor ihr war, in den Bonny-River hineinglitt. Sie schwamm. Sie schwamm auf den Mann zu, der dort auf dem Wasser trieb – und ihr wißt wie langsam der Fluß hier ist, wie er sich staut, fast wie ein See. Sie schwamm auf Ja-Ja zu, als gäbe es keines dieser Untiere in der Nähe, und als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt, auf einen Mann zu-zuschwimmen, der darauf wartete, von einem Krokodil zer-fleischt zu werden . . . Die Menge murmelte und flüsterte, und Oko Jumbo machte ein finsternes Gesicht, denn es war eine seiner Sklavinnen, das Geschenk eines Häuptlings aus dem Hinterland. Er hatte einen Zylinder auf dem Kopf wie die meisten großen Händler in Bonny, aber seiner war rot. Und ich sehe noch, wie er diesen roten Zylinder abnahm und sich den Schweiß abwischte. Ich glaube keinen Augenblick, daß er Angst um dieses Mädchen hatte, er nicht. Es war ihm unan-genehm, daß jemand aus seinem Hause etwas tat, was er nicht angeordnet hatte. Oh, ich kenne ihn: ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, aber ein Herz hart wie Mangrovenholz. . . Was wollte ich sagen, O'Mackennon? – Nun, das Mädchen, diese Ama, – wir sahen nur ihren Kopf und die Spur, die ihr Körper im Wasser zog. Als sie Ja-Ja erreichte, nahm sie ihm das Tuch vom Mund. Das konnten wir gut erkennen. Ich sagte euch ja: das spielte sich alles in der Nähe des Ufers ab. Sie löste ihm auch die Fesseln und mit den Zähnen nagte sie die Schnüre durch, die ihn an den Pfahl banden.

Hier am Ufer die Menge wurde unruhig. Sie wollte Blut sehen, und das Mädchen verhinderte es. Sie wären am liebsten in den Fluß gestiegen und hätten sie zurückgeholt. Aber da war das Krokodil, und so ging das nicht. Die Aro-Priester beratschlagten und schlugen vor, Ja-Ja und das Mädchen mit einem Einbaum zurückzuholen und sie dann beide an den Pfahl zu fesseln. Ich hörte das, weil sie es mit Oko-Jumbo besprachen. Und Oko-Jumbo hätte ihnen wahrscheinlich den Gefallen getan. Aber Black Foobra und Wogo Dappa und John Africa und vor allem Alali – also die Häuptlinge aus dem Haus Anna – redeten dagegen. Sie wollten Ja-Ja wiederhaben. Sie sagten: Wir haben ihn dem Krokodil angeboten. Das haben wir. Das Krokodil hat ihn gesehen. Das hat es. Das Krokodil hat ihn nicht haben wollen. Nein, es wollte nicht. Also darf er leben. Das Mädchen geht uns nichts an. Das ist eine von Oko Jumbos Sklavinnen. Also geht sie uns nichts an. Aber Ja-Ja, das ist einer von uns. Ich sage euch: ihr hättet es riechen können, wie der Wind nach der anderen Seite wehte, wie er umschlug, wie sie auf einmal stolz auf diesen Sklaven waren. Ich glaube, in diesem Augenblick hätten sie sich mit Oko Jumbo geschlagen, ohne daran zu denken, daß das Haus Manilla viel stärker als das Haus Anna war.“

Das war eine lange Rede und Rufft nahm einen langen Schluck und dann sah er O'Mackennon zum ersten Male an. Auf Teddy Yorck achtete er nicht. Teddy Yorck war zu jung für einen Mann im Alter John L. Ruffts. Teddy Yorck war einfach gar nicht da für ihn. Aber O'Mackennon, der schweigsam zuhörte und so an die vierunddreißig war, fand seine Beachtung.

Teddy Yorck ließ den Blick durch die Stube des alten Rufft schweifen, über den zerbrochenen Spiegel, die Regale mit Akten, den Schrank mit den leeren Flaschen, das Durcheinander von Kisten und Schiffsausrüstung, von Werkzeugen und



Ganz ruhig, so als ob alles so hätte sein müssen. Und Ja-Ja schwamm hinter ihr. Vermutlich waren seine Arme und Beine geschwollen, denn die Riemen hatten ins Fleisch geschnitten. – Ama berührte den Strand genau da, wo ihr Tuch lag. Sie nahm das Tuch und schlug es um die Hüfte. Sie sah niemand an. Sie sagte zu niemand etwas. Ich hätte es hören müssen. Ich stand ja dabei. Sie sagte nichts. Sie hatte ein großes, etwas grobes Gesicht. Sie war schlank und ziemlich hoch gewachsen. Und sie schritt durch die Menge durch, als ob die Leute von Bonny nicht da ständen. Sie stieg den Hang herauf und zu den Frauen, und auch da blieb sie nicht. Sie verschwand. Wir haben auch nicht mehr auf sie acht gegeben, denn jetzt war Ja-Ja an Land gestiegen. Da drängte sich John Africa an ihn und sagte laut, so daß es keiner überhören konnte: ‚Du brauchst nicht zu fürchten, daß man dich noch einmal hinaus-schickt.‘ Er wollte ihm damit andeuten, daß das Haus Anna zu ihm stände. Möge geschehen, was wolle, das Haus Anna würde ihn nicht mehr an die Aros übergeben. Das wollte er damit ausdrücken. Alle haben das herausgehört. Aber Ja-Ja sah ihn gar nicht. Er sah uns alle nicht. Er blickte nach oben, wo die Frauen standen und wo das Mädchen verschwunden war. Dahin gewandt sagte er: ‚Es ist mein Krokodil!‘ Er sagte das nicht einmal laut. Aber weil es so still war, daß man einen Frosch hätte hüpfen hören, so hörten es die um ihn herum, und die gaben es weiter. Und als dieses Wort durch die Reihen gelaufen war, da entstand ein freier Platz um ihn, fast als ob das Untier hinter ihm schritte. Sie wichen zurück. Ja, ihr könnt darüber lachen. Auch ich ging ein Stück zurück. Er hatte den Kopf in den Nacken geworfen, als er diesen Satz aussprach. Und ich hatte das Gefühl: Dieser Mann wird Bonny umkrempeln, daß kein Haus an der Stelle bleibt, wo es steht. Ich hörte noch, daß Oko Jumbo sagte: ‚Wenn wir keinen Menschen in den Fluß werfen, wird dieses Jahr schlecht ausfallen für die Stadt.‘ Die Fetisch-Priester nickten eifrig dazu. Aber das Volk tat nichts. Es wartete, daß etwas geschehen würde. Aber es geschah nichts. Und da schrumpfte auch ihre Blutgier zusammen wie ein aufgeblasener Ziegensack, in den man mit einer Nadel sticht. Der König ordnete Palaver an. Aber das ist Sache der Häuptlinge. Das Volk hat dort nichts zu suchen. Sie liefen also hinter Ja-Ja her – auf Abstand –, nur die Kinder liefen neben ihm und schrien: ‚Ja-Ja ist ein Krokodil.‘ Aber Ja-Ja, so habe ich mir berichten lassen, schaute sich nicht um, sprach kein Wort. Er ging zu Alalis Haus, wo auch Madu, sein Herr lebte. Er ging hinein und man hörte in der nächsten Zeit wenig von ihm . . . Ja, das ist es. Ihr habt alles gehört . . . Wir sollten trinken. Hier, nimm die Flasche, O'Mackennon . . . auf gute Geschäfte . . .“ „Auf gute Geschäfte“, sagte O'Mackennon. Und dann war Stille in dem Raum und die Atemzüge der drei Männer.

Ski-Amazonen oder Sportsmädel?

Im 100-km-Tempo über vereiste Hänge –
Ehrgeiz an der Grenze des Sports

Die neue Skisaison hat begonnen. In harten Ausscheidungen haben die einzelnen Nationen ihre Olympiateams für die Olympischen Winterspiele in Squaw Valley ermittelt. Erstmals sah man die Teilnehmer dieser Rennen, Männer und Frauen, mit dem Sturzhelm die Hänge hinabjagen; Hänge, die von verantwortlichen Männern des Internationalen Skiverbandes auf ihre Gefährlichkeit überprüft wurden, bevor man die Rennen freigab. Sturzhelm und Streckenüberprüfung, das sind die Maßnahmen, mit denen man verhindern will, daß es auch in diesem Skiwinter wieder eine Serie von Todesstürzen auf den Skipisten gibt, wie sie im vergangenen Winter die Welt erschütterten und empörten.

Sind diese Sicherheitsvorkehrungen genügend? Müßte man nicht, vor allem bei den Frauen, noch mehr tun, um schwere Unfälle und Todesstürze zu verhindern?

Die Weltklasseläuferinnen jagen mit einer Geschwindigkeit von 80 bis 100 Stundenkilometern über die verharschten und vereisten Hänge. Sie meistern diese Schwierigkeiten, und zwischen ihnen entscheiden Bruchteile von Sekunden über Sieg oder Niederlage. Aber – und hier liegt die große Gefahr – über die gleiche, nur für den Kampf der Besten der Welt geschaffene Strecke jagen auch die schwächeren Läuferinnen talwärts. Sie kommen meist aus Ländern, die keine steilen, verschneiten Berghänge kennen. Ganz abgesehen davon, daß sie im Kampf mit der Elite der Läuferinnen aus den alpinen Ländern Mitteleuropas, aus Norwegen, aus der Sowjetunion, den USA und Kanada ohnehin keine ernsthafte Chance haben, sie stürzen sich in eine Gefahr, deren sie zumeist nicht Herr werden können. Darum wird die Forderung erhoben, im Abfahrts- und Slalomlauf zwei Rennklassen zu schaffen: die Weltklasse, die auch die schwersten Pisten zu meistern versteht, und eine zweite Klasse, in der man die jungen, noch unfertigen Läuferinnen der großen Skinationen sowie die fast ausnahmslos zweit- und drittklassigen Läuferinnen der übrigen Länder einstuft. Mit einer derartigen Lösung würde man, verbunden mit den bereits eingeführten Vorsichtsmaßnahmen, wie Sturzhelm und Streckenüberprüfung, das Risiko für unsere jungen Skiläuferinnen wirklich auf ein Mindestmaß herabmindern.

So verlockend diese Lösung allerdings scheint, so schwer wird es sein, sie durchzusetzen. Gerade die jungen Läuferinnen werden es nicht gern sehen, wenn man zwischen ihnen und der anerkannten Weltklasse eine Barriere aufrichtet, die nur schwer zu überspringen ist. Sie werden auf die vielen Beispiele der Vergangenheit hinweisen, wo völlig unbekannte Läuferinnen die „Kanonen“ auf Anhieb hinter sich ließen und damit den Sprung zur Weltelite meisterten. Das würde in Zukunft nicht mehr möglich sein.

Selbstverständlich könnte man festlegen, daß mehrere Erfolge auf den leichteren Strecken das Aufrücken in die Meisterklasse bedeuten würde. Aber, wer auf einer leichten Strecke erfolgreich ist, muß damit durchaus nicht reif sein für eine Strecke, die stählerne Muskeln, ausgefeilte Technik und Herz und Nerven erfordert. Andererseits waren es nicht immer nur die schlechteren Läuferinnen, die schwer stürzten, sondern auch die Angehörigen der Weltelite sind nicht dagegen gefeit, daß ihnen eine Bodenwelle, die tückisch, kaum erkennbar die Piste quert, die Beine wegrißt. Und der übersteigerte Ehrgeiz im Kampf um den Sieg läßt manche dieser Weltklasseläuferinnen das eigene Können überschätzen. Eine Meisterin, die ihre Grenzen übersieht, ist aber im Rennen nicht minder gefährdet als eine Durchschnittsläuferin, die sich übernimmt. Moderne Skirennen sind – leider – meist eine höchst gefährliche Sache. Dieser Gefahr ist nur zu einem Teil mit Bestimmungen und Vorsichtsmaßnahmen beizukommen. Ein Risiko bleibt bestehen. Es in erträglichen Grenzen zu halten ist nur möglich, wenn unsere jungen Sportler und Sportlerinnen sich nicht vom eigenen Ehrgeiz verblenden lassen.

Herrlich und glanzvoll ist der sportliche Sieg. Dennoch ist er nicht den Preis der Gesundheit und des jungen Lebens wert. WBW



„Kinderklau“ geht um

Ärzte und Erzieher haben sich nach den großen Schulferien bitter darüber beklagt, daß viele Kinder und Jugendliche sich nicht ausreichend erholt haben. Das lag nicht nur daran, daß die Ferienzeit zu kurz, also nicht ausreichend gewesen wäre, es lag an zahlreichen Unternehmen, die sich unter den Schülern bereits vor Beginn der Ferien nach billigen Arbeitskräften umgesehen haben.

Arbeiten, einen „Ferienjob“ haben und sich nebenbei noch etwas Geld verdienen, das ist – leider – das Ideal manchen Schülers. Man kann ihm – wir wollen das an dieser Stelle gleich mit aller Deutlichkeit sagen – durchaus nicht immer einen Vorwurf daraus machen, zeigt dieses Drängen zum Nebenverdienst doch nur allzu offen, wie gering das Familieneinkommen ist, von dem auch der Schüler noch seine kleinen Wünsche bestreiten muß. Dennoch aber ändert dies nichts an der Tatsache, daß Schülerarbeit keine (mindestens keine glückliche) Lösung des Problems ist.

Gewiß werden weder die Eltern noch die Lehrer noch die Mediziner etwas dagegen haben, wenn sich ein Dreizehnjähriger mal mit einigen Besorgungen sein Taschengeld um einige Mark aufbessert. Aber – diese Beschäftigung sollte nicht in Arbeit ausarten. Dazu ist später noch ein ganzes Leben lang Zeit. Die traurige Geschichte der Kinderarbeit in vielen europäischen Ländern und die verhängnisvollen Folgen haben die Gesellschaft sehr wachsam werden lassen. Für Kinder und Jugendliche gilt deshalb heute grundsätzlich ein erhöhter Schutz, wenn sie in irgendeiner Weise schon vor dem Berufsleben in irgendeiner Form gewerblich beschäftigt sind. Im letzten Jahresbericht der staatlichen Gewerbeaufsicht steht, daß allein in einem einzigen Bundesland insgesamt innerhalb eines Jahres tausend Kinder beschäftigt wurden, davon 674 entgegen den gesetzlichen Bestimmungen. Das sind alarmierende Zahlen! 339 Kinder hatten eine „Kinderarbeitskarte“. Die Bestimmungen sind streng, und viele Verstöße werden früher oder später doch entdeckt, denn die Gewerbeaufsichtsbeamten sind wachsam.

Aber selbst die wachsamsten Gewerbeaufsichtsbeamten können nicht überall sein. Die Entwicklung droht ihnen einfach davonzulaufen. Deshalb sollte überlegt werden, ob man die Ausnahmegenehmigungen für Kinder- und Schülerarbeit nicht rigoros einschränken muß. Nur so kann einer verhängnisvollen Entwicklung entgegengesteuert werden.

Die Konsumgenossenschaften haben soeben untersucht, wie sich die sogenannte Teenager-Nachfrage als Absatzfaktor auf dem Markt auswirkt. Sie kommen zu ebenso verblüffenden wie bezeichnenden Ergebnissen. Der Zentralverband Deutscher Konsumgenossenschaften weist in seiner Stellungnahme darauf hin, daß die Kaufkraft der Kinder und Jugendlichen ständig steigt und daß die Jugendlichen in den vergangenen Jahren eine in ihrer Stärke, Bedeutung und Eigengesetzlichkeit bisher unbekannte Nachfrage entwickelt haben. Nach Angaben des Verbandes verfügen in der Bundesrepublik allein die 3,3 Millionen Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren auf Grund von Nebenerwerb, Geschenken, Belohnungen, Taschengeld und ähnlichem über ein Wocheneinkommen von insgesamt 17 Millionen DM.

Das sind phantastische Beträge. Sie werden aufgebracht, um die in den Kindern vielfältig geweckten Wünsche eines verlockenden Warenangebotes zu befriedigen. Die geheimen Verkäufer sind ja auch unseren Kindern auf der Spur; auch ihnen – und gerade ihnen! – stellen sie mit ihrer unterschwelligeren Werbung nach. Die Freizeitmächte tun ein übriges, um Groschen auf Groschen in Kinos, Schallplattenbars und Phonoläden zu locken. Kein Wunder also, wenn unsere Kinder, die die Zusammenhänge gar nicht übersehen können, den Sirenen gesängen mancher Unternehmer auf den Leim gehen, die unter der Schuljugend für Ferienarbeit werben.

Der Katzenjammer kommt hinterher. So liefen viele Schülerinnen einem Konservenfabrikanten davon, in dessen Produktionssälen sie arbeiten mußten, ohne daß sie sich miteinander unterhalten und ohne daß sie die Hände auf den Tisch legen durften. Wir sollten mit unseren Kindern solchen Unternehmern eine eindeutige Antwort geben, wenn sie wieder aufkreuzen, um die „im Schulreservoir brachliegenden Kräfte“ für sich „einzusetzen“. Die Schüler selbst nennen die Werber dieser Herren „Kinderklau“. Er wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die nächsten Ferien sind zu verlockend für ihn.

G. P.



Kopf und Kragen riskieren diese Frauen, wenn sie bei alpinen Skirennen mit Geschwindigkeiten von 80 bis 100 km die steilen, teilweise vereisten Pisten hinunterrasen. Jede will die Schnellste sein, aber... ein Sturz in diesem D-Zug-Tempo kann auch den Tod bedeuten. Ist es überhaupt noch Sport, was hier die Frauen treiben?



Die moderne Rennläuferin auf Ski nur mit Sturzhelm. Viele Läuferinnen fahren heute schon die schwierigen, teilweise vereisten Abfahrtsstrecken, auf denen sie Geschwindigkeiten von 80 bis 100 km erreichen, nur mit einem Sturzhelm. Es ist keine Modelaune, sondern bei einem Sturz kann oft das Leben davon abhängen.



Begegnungen in Warschau

Von Philipp Wiebe

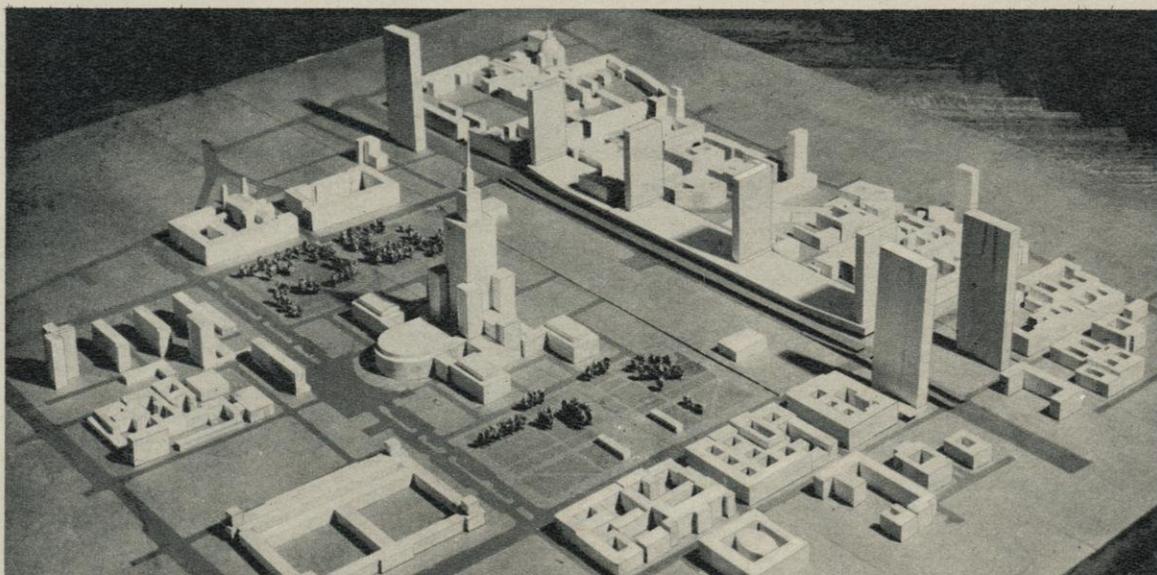
Fotos: Tadeusz Rolke / Warschau



In einer großen Kunstausstellung in Warschau

Warschau City. Noch ein Traum

Vorläufig steht nur der Kulturpalast



Neben Wien und Paris hat auch Warschau eine alte, bis auf den heutigen Tag gepflegte Caféhastradition. Die Cafés sind die Arenen, in denen Diskussionen ausgefochten werden. Cafés sind die Geburtsstätten mannigfacher Ideen, und bestimmt sind manche Impulse zum berühmten polnischen Oktober-Umschwung die Frucht derartiger Diskussionen. Vor allem die polnischen Literaten lieben die Cafés. Der Polnische Schriftstellerverband ließ deshalb in seinem Verwaltungsgebäude ein hübsches Café einrichten. Dort trifft man sie dann die Dichter und Schriftsteller, sinnend, diskutierend, vorlesend schreibend; dort treffen wir, meine Frau und ich, jeden Morgen Stanislaw Jerzy Lec, Polens bedeutendsten Satiriker, der nach Stalins Tod schrieb: „Wenn ein Despot die Augen schließt, dann öffnen sie sich dem Volk“ oder auch: „Wenn du kein Rückgrat hast, dann fahr' nicht aus der Haut!“ Zweifellos gehört Lec zu den interessantesten Erscheinungen des Polnischen Schriftstellerverbandes. In Lemberg als Sohn eines k.u.k.-Barons geboren, stammt er aus jenem Landstrich, dem manchen großen Dichter hervorgebracht hat, z. B. den genialen Joseph Roth. Natürlich spricht er, wie alle älteren Lemberger die deutsche Sprache perfekt. Oft unterhalten wir uns mit ihm über ein Thema, dem wir als Deutsche in Polen nicht ausweichen können, es auch nicht wollen, wir sprechen vom letzten Krieg. Lächelnd erzählt uns Lec von seinen haarsträubenden Erlebnissen, in leichtem Plauderton berichtet er, daß er schon vor einem Erschießungpeloton der SS gestanden habe und dann, alles auf eine Karte setzend, davongerannt sei; später habe er eine SS-Uniform angezogen und sei unbehelligt durch Warschau gewandert. Er erzählt uns das, als sei das alles ein großartiger Ulk gewesen, aber wir wissen, wie gräßlich für ihn diese Zeit gewesen sein muß. „Merkwürdig“, sagt er, „heute erinnere ich mich nur noch der grotesken Situationen. Es war so vieles grotesk in diesem Krieg, in meinen Augen jedenfalls.“ Ja, er ist ein echter Satiriker, seine Feder ist spitz, so spitz, daß das polnische Regime vor 1956 ihm Publikationsverbot auf erlegte. Doch nun dürfen seit einigen Jahren seine Epigramme und „Unfrisierten Gedanken“ wieder erscheinen, sie machten

Lec ungemein populär, denn sie sprechen geschliffen das aus, was das polnische Volk empfindet, dieses Volk, das einen so wachen Sinn für Ironie hat wie kaum ein zweites. Gleichwohl (oder deswegen!) scheint auch das jetzige, das liberalere Regime Gomulkas Lec ein wenig zu fürchten, denn seit langem verweigert man ihm Paß und Ausreisegenehmigung in westliche Länder. Oft ist Torheit die Mutter der Furcht!

Das Leben fast jedes Polen ist bewegt verlaufen, die meisten haben Gefängnisse kennengelernt, manche vor Beginn des Krieges schon, dann während des Krieges und nach dem Krieg. Immer war das Delikt der Kampf um die Freiheit, ein Kampf mit uralter Tradition. Im Oktober 1956 wurde ein Ziel erreicht: der Terror der politischen Geheimpolizei wurde gebrochen, die Angst wich, und heute scheut sich niemand, offen politische Bekenntnisse abzulegen. „Soll ich die Sowjets lieben, wo sie doch meinen Vater ermordet haben?!“ Das rief ein junger Mann seinen Freunden zu, während wir am Nebentisch saßen. Alle im Restaurant hatten es gehört, doch keiner nahm Anstoß daran.

Herr Wolf, der Direktor des Schriftstellerverbandes, ist nicht mehr der Jüngste. Doch sein Alter hat ihm nichts von seinem Temperament genommen. Seinen Job verdankt er seiner eminenten Sprachenbegabung und seiner Liebe zur Literatur. Schon in jungen Jahren war er mit Egon Erwin Kisch, dem „rasenden Reporter“, befreundet. Sein Leben war militant, ohne daß er ein Militarist wurde. In Spanien hat er auf Seiten der Republikaner gegen Francos klerikalen Faschismus gekämpft. „Als wir den ersten Artilleriebeschuß bekamen“, so erzählt er, „hatte ich den Gedanken: Wie können sie schießen? Hier sind doch Menschen!“ Als der Kampf in Spanien zu Ende war, verloren war, schloß sich Wolf in Frankreich der französischen Widerstandsbewegung gegen die Nazis an. Manches Husarenstückchen hat er sich in Grenoble und den französischen Alpen geleistet, er, der die Sprache der Feinde beherrschte, war ein wertvoller Kämpfer. Mit den Truppen der Alliierten, an der Spitze einer polnischen Kompanie, rückte er in Deutschland ein. „Die Deutschen hatten uns gern, weil wir korrekter waren als die Franzosen“, sagt er. Und wir glauben, daß dieser Mann ein fairer Sieger sein kann.

Begehrte westliche Zeitungen

Polen ist das einzige Land des Ostblocks, in dem man nicht nur kommunistische westliche Zeitungen lesen kann. In zahlreichen Lesesälen, die allen zugänglich sind, hängen die begehrten westdeutschen Zeitungen. Die Publikationen aus der „DDR“ werden kaum beachtet. Man ist also informiert über unser Land. Vor allem Wolf ist es. Die Fragen, die er uns stellt, sind nicht gerade bequem. „Wenn man bei euch schon Parteien verbietet, warum dann nicht auch die DRP?“ „Warum ist die Hiag, dieser Verband alter SS-Männer, erlaubt?“ „Warum hat man bei euch nicht längst die ehemaligen Nazi-Richter abgesägt?“ „Und was ist mit Globke? Gibt es unter 50 Millionen Menschen keinen integren Ersatz für ihn?“ Scheußlich, daß wir auf diese Fragen nur resigniert mit den Schultern zucken können. „Ja, warum?“, so fragen wir uns schon lange.

Leichter ist es schon, den vielen zu antworten, die uns immer wieder fragen: „Gibt es bei euch wirklich eine Militärdiktatur?“ Wir entgegnen, ob man sich vorstellen könne, daß in einer Militärdiktatur ein General Manteuffel verurteilt wird. Lange Jahre hat ein windiger polnischer Journalist, ein gewisser Podkowinski, wider besseres Wissen in polnischen Zeitungen diese Behauptung aufgestellt. Als wenn es bei uns nicht genug zu kritisieren gäbe! Doch seitdem dieser fragwürdige Herr nicht mehr in Bonn, sondern wieder in Warschau sitzt, sind die Berichte objektiver geworden. Heute ist es tatsächlich interessant, die polnische Presse zu studieren. Es gibt dort Illustrierten, die lebendig aufgemacht sind und über ebensolche Nichtigkeiten berichten wie unsere Illustrierten: „Soraya ist unglücklich!“ oder „Die englische Königin bekommt ein Baby!“ oder „Die Callas liebt einen anderen!“ Es gibt Boulevardblätter, deren Auflage ständig steigt, da sie den Anschein von Unabhängigkeit vermitteln. Polen besitzt heute eine Presse, um die es in allen Ostblockstaaten beneidet wird.

Zu beneiden ist Warschau nicht um den Kulturpalast, ein Geschenk der UdSSR, das 200 Millionen DM gekostet hat. Da steht er, der Palast, Zielscheibe für viele bissige Witze, Problem für die polnischen Architekten, deren Entwürfe zum Wiederaufbau der City sich diesem gigantischen Kitsch anpassen sollen. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß gerade der Stadtteil um den Palast herum am wenigsten aufgebaut ist. Neben mehreren Kinos, großen Kultursälen, Hunderten von Büros gibt es im Keller des Palastes ein Nachtlokal. Der Taxichauffeur macht uns darauf aufmerksam. Tadeusz und Blanka begleiten uns. Das Lokal, dessen Innenarchitektur an die Moskauer U-Bahn erinnert, ist diskret erleuchtet. Die Gäste sitzen an Tischen, die um die große runde Tanzfläche gruppiert sind. Inmitten der Tanzfläche erhebt sich ein Brunnen aus Marmor, dessen rieselndes Wasser von starken Schein-



Die Studentin Blanka

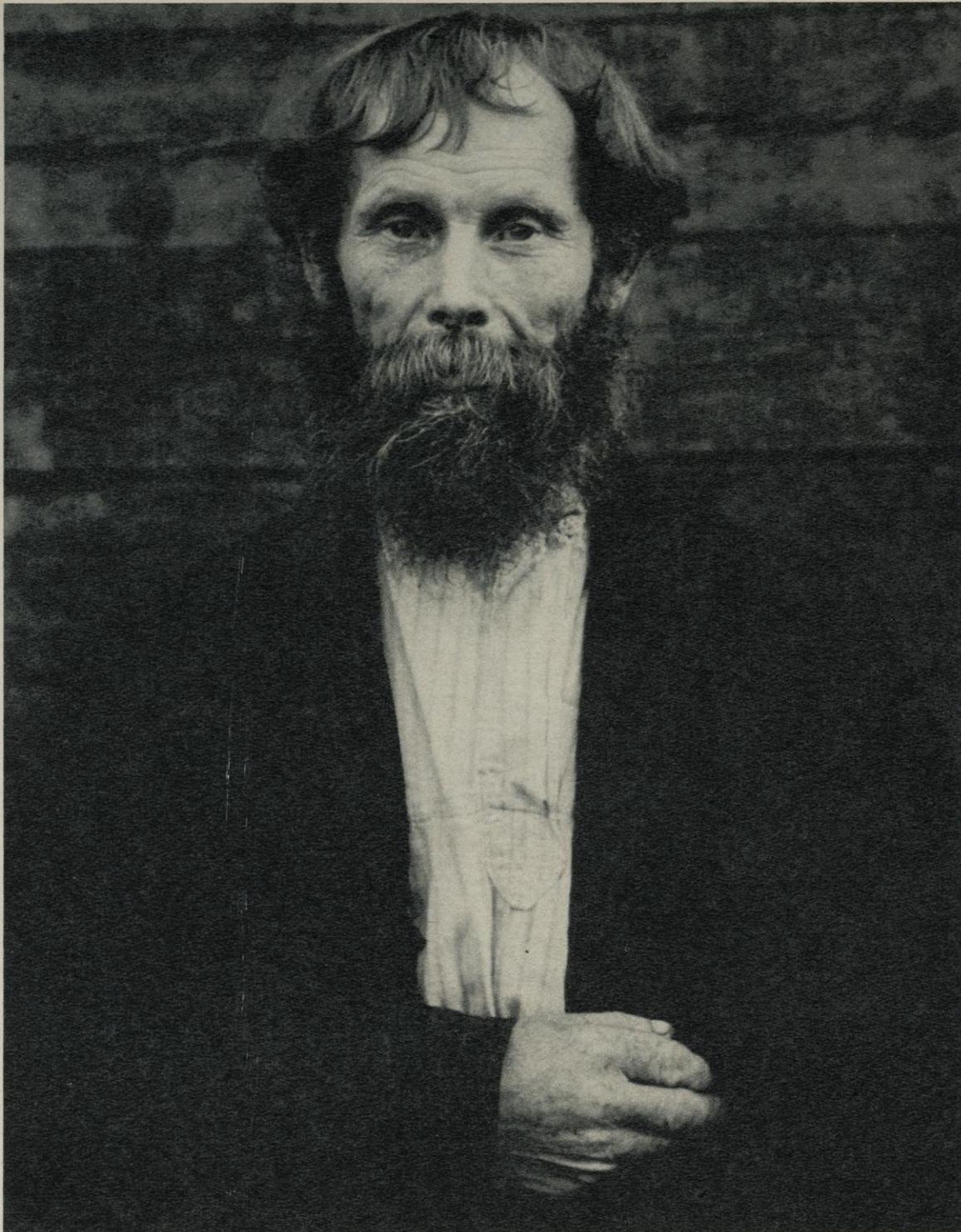
werfern in allen Farben angestrahlt wird. Auf der kleinen Bühne die Kapelle, nicht sehr gut, dafür sehr laut. Ein Kellner bringt Wodka und heiße Mandeln in Salz. Die Paare tanzen um den Brunnen herum.

Tadeusz ist verliebt in Blanka. Ob Blanka auch in Tadeusz verliebt ist, läßt sich nicht feststellen. Sie ist grazil, elegant, hübsch und sehr jung. Mit glänzenden Augen mustert sie die Umgebung. Sie, die gebürtige Warschauerin, hat dies Lokal noch nie besucht, weder sie noch ihre bestimmt zahlreichen Verehrer werden das Geld haben, um hier verkehren zu können. Die Preise sind gesalzen wie die Mandeln. Spöttisch betrachtet Blanka die Marmorsäulen und die Stuckdecke und schüttelt sich dann in gespielmtem Entsetzen. Sie, die Kunststudentin, sie hat Geschmack. Aber wir spüren: es macht ihr Spaß, hier zu sitzen, hier zu tanzen. „Wo getanzt wird, ist es schön!“ das könnte die Devise der polnischen Jugend sein.

Ein Ansager spricht ins Mikrophon. Er kündigt Varietédarbietungen an. Was uns jetzt geboten wird, könnte wehmütig stimmen, wenn es nicht den aufmunternden Wodka gäbe. Eine üppige Sängerin im langen, schwarzen, tiefdekollierten Kleid tritt auf und gurgelt mit Leander-Stimme sentimentale Weisen, die vor dreißig Jahren modern gewesen sein mögen. Der Applaus ist ironisch, „Bravo!“ ruft jemand in komischem Enthusiasmus. Eine Tanzgruppe folgt, wirbelt in peinlich zer-

rissenen Netzstrümpfen am Brunnen entlang, kauert sich in unbequemen Posen auf den Rand, und plötzlich springt ein dämonischer Tänzer schreckheischend zwischen die Mädchen, greift sich eins, behandelt es schlecht – Apachentanz! – und abschließend versichert der Ansager, der Tanz heiße „Ekstase“! Blanka, die junge Blanka, lacht hell auf. Offenbar stellt sie sich etwas anderes unter Ekstase vor. Tadeusz lächelt verliebt, tanzt verliebt, Wange an Wange, und sie macht mit, sie ist kein Spielverderber.

Am Nebentisch sitzen vier Männer. Einer spricht uns an. Alle sprechen sie deutsch, alle sind Ingenieure aus Schlesien. „Deutsche?“ fragen wir. Sie zögern ein wenig, dann verneinen sie: „Polen“. Wir prostern uns zu. „Ich war schon mal in Westdeutschland“, sagt einer, was ihn als qualifizierten Fachmann ausweist. Vorwiegend Spezialisten erhalten die Erlaubnis, den Westen zu besuchen, um dort Studien zu treiben.



Immer wieder treffen wir Polen, die entweder von Westberlin oder von Westdeutschland schwärmen, das Interesse an unserem Land ist unbeschreiblich groß, zahlreich sind die Beziehungen, was durch über 7 Millionen Briefe, die 1958 aus Polen in die Bundesrepublik kamen, erhellt wird. In kein anderes Land der Welt werden so viele Briefe geschickt. Wir sprechen auch Polen, die in der DDR waren. „Wir, wir Polen, haben dort das Gefühl, als kämen wir aus einem freien Land“, wird uns übereinstimmend versichert.

Da die Wohnungen in Warschau meist klein sind, trifft man sich mit seinen Freunden in irgendeinem Restaurant. Mit Halina und Zbyszek sind wir im „Olimp“ verabredet. „Olimp“ ist im 8. Stock des neuen Grand-Hotels eingerichtet worden, ein Restaurant, das den Neid mancher westlicher Restaurateure erregen könnte. Durch hohe Fensterscheiben blickt man auf das abendliche Warschau, hinunter in die gut erleuchteten Straßen, phantasievolle Neonreklamen, gelb, blau, rot, grün, schimmern zu uns empor, und der Kulturpalast, dessen Konditorverzierungen die Dunkelheit jetzt verhüllt, wirkt plötzlich gar nicht so übel.

Im „Olimp“

Die Attraktion im „Olimp“ ist eine Damenkapelle. Junge Studentinnen, bunt gewandet, verdienen sich hier an Klavier, Schlagzeug, Gitarre, Flöte und Rumbakugeln eine Aufbesserung ihres staatlichen Stipendiums. Sobald eine Melodie beginnt, erheben sich die Gäste wie hypnotisiert und drängen auf die kleine Tanzfläche.

Halina und Zbyszek sind verheiratet. Sie ist eine blonde zarte Schönheit, er ist ein romanischer Typ. Doch seine sanfte Melancholie weist ihn schnell als echten Polen aus, er schweigt gern und beobachtet scharf. Auf sein Urteil ist Verlaß. Sieben Jahre war er Journalist in Paris, und uns kommt es so vor, als sehne er sich nach dieser Stadt. Als wir diese beiden lebenswerten Menschen kennenlernten, sprachen sie nur mühsam deutsch. Doch im Laufe unserer Bekanntschaft, es zu beob-

achten ist verblüffend!, eignen sie sich spielerisch eine Menge Vokabeln an; schließlich macht die Verständigung keine Schwierigkeiten mehr.

Halina ist es, die ein Auto chartert, um uns ihr geliebtes Warschau zeigen zu können. Sie ist stolz auf ihre große Stadt, deren Zerstörung sie miterlebt hat. Wir sehen moderne Wohnsiedlungen, gebaut im westlichen Stil, an der Peripherie; völlig neue Stadtteile bilden sie, und manche Stadtteile werden zentral geheizt. Vier Baustile lassen sich in Warschau unterscheiden: die mittelalterliche, wieder aufgebaute Altstadt, die wenigen stehengebliebenen Häuser aus der Jahrhundertwende, die bombastisch-häßlichen Gebäude der stalinistischen Epoche und nun immer mehr moderne Häuser, die in Mailand oder Frankfurt stehen könnten. Vorbildliches haben hier die Stadtplaner geleistet, die neuen Straßen sind breit und geschickt angelegt, neue ideenreiche Brücken über die Weichsel wurden gebaut und die Industrieviertel liegen außerhalb der Stadt, Abgase und Dreck gelangen nur bei sehr ungünstiger Witterung in die Stadt.

Im alten Bristol-Hotel, Herberge für die Prominenz aus aller Welt, gibt es eine Tanzbar, in der Nacht für Nacht eine Jazzkapelle spielt. Das „Bristol“ ist der Stammsitz Sir Alfreds, wie wir scherzhaft unseren eleganten hochgewachsenen Freund nennen. Sir Alfred wird in der Tat wie ein Graf behandelt. Die Kellner, sonst nicht gerade von übertriebener Höflichkeit, verbeugen sich vor ihm, rücken ihm den Stuhl zurecht und neigen ihr Ohr an seinen Mund, um ja jeden Wunsch verstehen zu können. Auch in anderen Lokalen behandelt man ihn so. Und sollte kein einziger Tisch mehr frei sein, für Sir Alfred und seine Begleiter wird stets auf geheimnisvolle Weise Platz geschaffen. Dabei ist er kein „hohes Tier“, er ist ein gutverdienender Ingenieur, eine noble Persönlichkeit – mehr nicht. Junges, erst 43 Jahre alt, lebt er ein Leben, wie er es in seiner Jugend gewohnt war, vor dem Krieg in Lemberg. (Immer wieder treffen wir auf Lemberger!) Die Kriegszeit allerdings unterbrach dieses Leben. Sir Alfred mußte mitansehen, wie man seinen Vater erschoss, dann zwangen ihn die Nazis für fünf



Studentinnen in Warschau

Blumenfrau in Warschau

Volkstyp aus Ostpolen

Jahre ins Konzentrationslager. „Ich hatte viel Glück“, sagte er, „meine ganze Familie wurde vernichtet, eine große Familie...“ Auch Sir Alfred bagatellisiert wie es Lec tut, doch es war keine Bagatelle, wir wissen es genau, wir sehen es, eingetieft in die Augen, die, auch wenn er lacht, dunkel und traurig bleiben.

Manchmal begleiten ihn schöne junge Frauen, die er liebevoll spöttisch behandelt. Er freut sich, wenn es ihm gelingt, die Frauen zu verwirren. Blitzschnell spricht er mit ihnen, lehnt sich dann zurück und lächelt über die Verwirrung, die seine Worte





Der Satiriker Jerzy Lec

Unfrisierte Gedanken

Von Jerzy Lec

Schon lange bringt nicht mehr der Klapperstorch die Babys, aber der Bevölkerungszuwachs will und will nicht sinken.

Rosen duften, das ist ihr Beruf.

Die Wurzeln des Übels sind manchmal süß.

Erzählt eure Träume nicht weiter, vielleicht kommen einmal die Freudianer an die Macht.

Die meisten großen Worte sind in den Mündern zu finden, die für einfache menschliche Worte keinen Platz haben.

Wenn ihr Denkmäler stürzt, laßt die Sockel stehen! Die kann man immer noch mal gebrauchen.

Alles liegt in der Hand des Menschen. Daher kann man sie gar nicht oft genug waschen.

Auch auf dem Thron werden Hosen abgewetzt.

Für Schriftsteller: Manchmal muß man aufhören zu schreiben. Selbst wenn man noch nicht angefangen hat.

Espenlaub zittert in jedem System. Verdammt nochmal: Und in jedem grünt es wieder!

Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Und was den Menschenen?!

Am Anfang war das Wort – am Schluß die Phrase.

Wenn Klatsch altert, werden Mythen draus.

Das Leben ist sehr ungesund: Wer lebt, stirbt.

Mit schmutzigen Stiefeln trampelt man nicht auf der Seele seines Nächsten herum. Mit Lackschuhen ebensowenig.

Dummheit befreit vom Denken nicht.

Es wird immer Eskimos geben, die Anweisungen ausarbeiten, wie sich die Einwohner von Belgisch-Kongo während der Hundstage verhalten sollen.

Sie waren einander so nahe gekommen, daß für Gefühle kein Platz mehr war.

Immer schreien die Menschen: „Wir kommen vorwärts, wir kommen vorwärts!“ Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß die Erde eine Kugel ist.

Wer die Suppe eingebrockt hat, soll sie nicht seinen Gästen vorsetzen.

(Übersetzt von Katja Weintraub)

angerichtet haben. Wenn wir ihn darum bitten, wiederholt er dasselbe deutsch. Es ist amüsant, dem Gespräch in fremder Sprache zu lauschen, aus dem Tonfall zu erraten, um was es sich handelt. „Karina“, so sagt Sir Alfred zu uns, „Karina will nicht heiraten. Sie sagt, nach einem Jahr würde sie der Mann doch langweilen.“ Und Karina, die schöne dunkelhaarige Karina, mustert ihn mißtrauisch, nicht sicher, ob er tatsächlich das übersetzt, was sie behauptet hat. Wir fragen Sir Alfred, ob er es nicht mit ihr versuchen wolle, doch da ruft er: „Ich? Ich soll sie heiraten? Nie! Sie säuft!“ Karina beunruhigt unser Gelächter. Sir Alfred übersetzt, da nickt sie zufrieden. „Aus Trauer über die langweiligen Männer“, heißt ihre Antwort. Er ist ein prächtiger Unterhalter, dieser Sir Alfred. Außerdem liebt er es, jede Rechnung zu bezahlen und hohe Trinkgelder zu geben. Es ist unmöglich, ihm zuvorzukommen. Er ist hilfsbereit, nichts scheint ihm unmöglich zu sein. Ein Zimmer im ausverkauften Hotel? Er besorgt es uns. Eine Eintrittskarte zu einer Film Premiere? Er besorgt sie. Wir wollen einen exklusiven Klub sehen? Er ist Mitglied. Es ist gut, in einem fremden Land einen so zuverlässigen Freund zu haben!

Und dann ist da Krystyna. Wir sitzen mit ihr im „Mannekin“, einem Keller in der Altstadt, der dem Pariser „Tabu“ nachgebildet wurde. „Mannekin“ ist der Treffpunkt junger Intellektueller und solcher, die sich dafür halten. Betont westlich gekleidet führen sie hier ein sehr lebendiges Dasein. Wir trinken Tokajer, Studentinnen servieren ihn. Krystyna spricht fließend deutsch und sie freut sich, wenn man sie für eine Deutsche hält. Belustigt folgt sie meiner deutsch-polnisch-englischen Unterhaltung, die ich vergebens mit der akademischen Kellnerin zu führen versuche.

Unter einem anderen politischen System wäre Krystyna das geworden, was man eine „Dame von Welt“ nennt; polyglott wie sie ist, hätte sie in jedem anderen europäischen Land leben können. Ihre Familie war wohlhabend, doch das ist für sie nur noch lächelnde Erinnerung. Sie ist nicht reaktionär (um diese so oft mißbrauchte Vokabel mal zu benutzen), wer sich nach Kontakten mit anderen Völkern sehnt, wer die Freiheit und das

Geld zu Reisen fordert, wem die Muffigkeit kommunistischer Funktionäre nicht behagt, der ist nun wahrhaftig kein Reaktionsär. Krystyna arbeitet, leitet eine Abteilung im staatlichen „Metalexport“, hat daher wenigstens Kontakt mit Kaufleuten aus aller Welt. „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die westdeutschen Männer gefallen mir am besten“, so sagt sie, und ob man will oder nicht: dies Kompliment einer charmanten Polin ist sehr schmeichelhaft. Ihr Mann ist ein junger zukunftsreicher Wissenschaftler, der sein Leben überdies dem Dienst am Sozialismus verschrieben hat. „Kommunismus ist eine Krankheit – jeder hat sie mal durchmachen müssen“, sagt Krystyna lächelnd, womit sie wohl andeuten will, daß auch sie diese Krankheit überstanden hat. Sollte sie tatsächlich nicht immun dagegen gewesen sein, so mag sie einst ein paar Bazillen aus liebender Solidarität mit ihrem Mann aufgenommen haben, als Experiment vielleicht. Aber es ist nicht die Politik, über die wir mit ihr plaudern, die Politik ist sowieso – ausgesprochen oder nicht – der Hintergrund, vor dem jede Plauderei stattfindet. Krystynas Interesse gilt den Menschen, den Beziehungen der Menschen zueinander und untereinander, klar daher, daß die Liebe ihr bevorzugtes Thema ist. Manchmal kommt sie uns so vor wie eine Gestalt aus den Dichtungen Maupassants. Manchen Abend haben wir in ihrer Gesellschaft verbracht. Es waren die anregendsten Abende in Polen.

In Polen. Man müßte dort mal einige Monate leben können, inmitten der Menschen, die uns mehr Freundschaft entgegenbringen als die Menschen aller anderen europäischen Länder. Wer hätte das gedacht – nach diesem Krieg! Ein Volk ist bereit, Freundschaft mit uns zu schließen. Und was tun wir? Wir denken nicht daran, daß dieses Volk durch deutsche Armeen die größten Verluste erlitten hat, wir starren nur auf die Oder-Neiße-Grenze, diese Stimulans eines verstaubten Nationalismus, wir beschäftigen uns mit sekundären Problemen, anstatt uns dem Nächstliegenden zuzuwenden, anstatt endlich eine ehrliche Versöhnung anzustreben. Denn, und das sollte man begreifen, wir müssen die Versöhnung suchen, wir, die wir uns schuldig gemacht haben.

In zehn Minuten über den Ärmelkanal!

London: „Das Kanalprojekt ist tot, es lebe das Luftkissenschiff!“

Die vielbeachteten Versuche mit dem englischen Luftkissenschiff „Hovercraft“ sind zur vollen Zufriedenheit ihrer Konstrukteure verlaufen! Die bekannten Saunders-Roe-Flugzeugwerke haben sich darum entschlossen, nach dem gleichen Prinzip große Kanalfähren zu bauen und später gigantische Schwebemaschinen zu entwickeln, die in der Lage sind, 150 Fahrzeuge und außerdem 300 bis 400 Personen zu befördern! (Siehe Abbildung!)

Damit ist eine Idee, die noch vor kurzem nur versponnenen Außenseitern zugetraut wurde, auf dem Wege, die Welt der Technik zu erobern. Nicht nur Schiffe werden in Zukunft mehr schweben als schwimmen, auch Autos und Flugzeuge sollen bald vom Boden gelöst dahingleiten.

Der Grundgedanke dieser „Luftpolster-Theorie“ ist einleuchtend: Weitaus der größte Teil aller vom Menschen irgendwie erzeugten Energie dient dazu, die Reibung, den Todfeind der

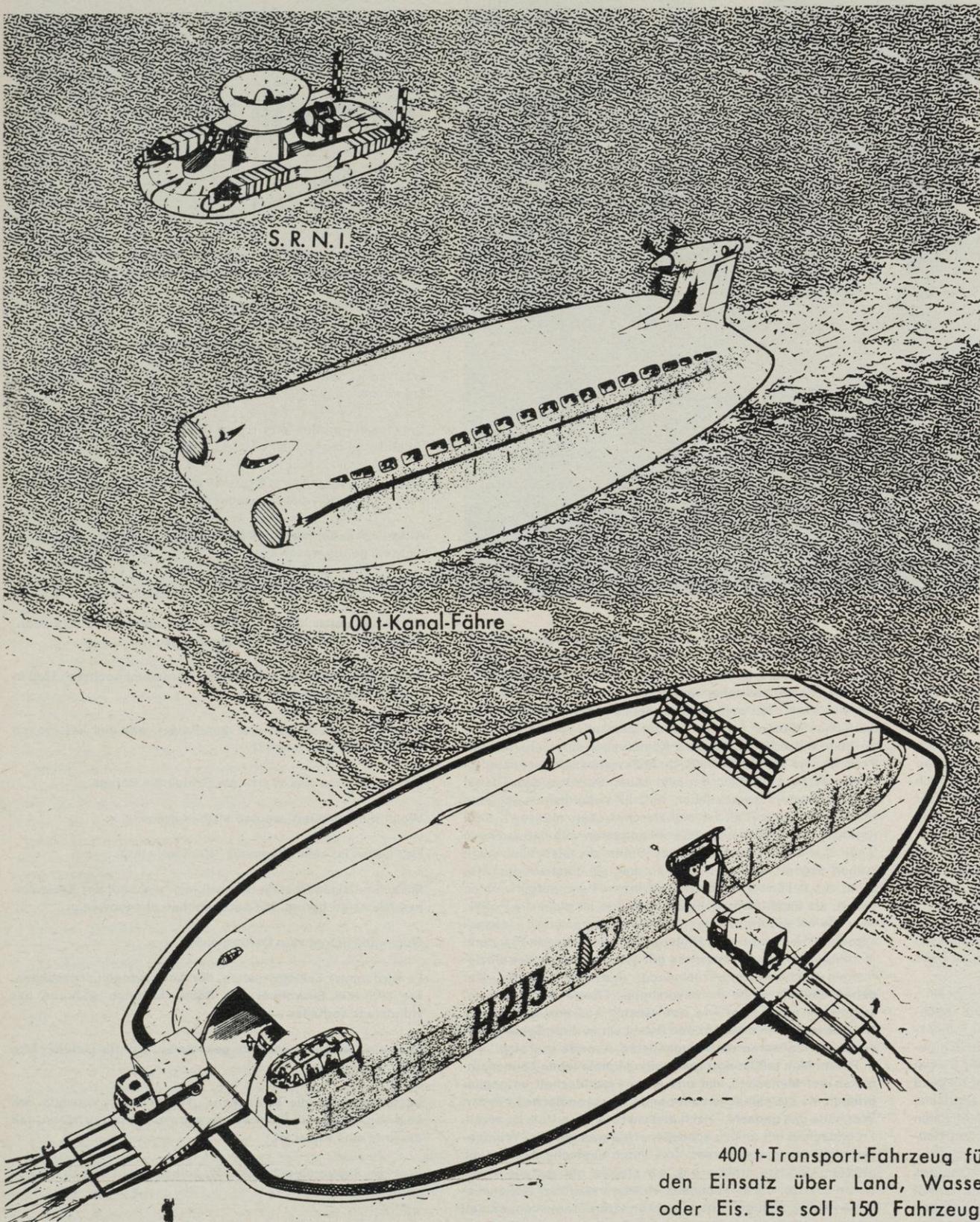
Technik, zu überwinden. Am rollenden Rad, am Schiffsrumpf, der durchs Wasser pflügt, überall vernichtet das „Erzübel Reibung“ Energien, frisst wertvollen Treibstoff. Außerdem ist der Fahrkomfort nicht gerade ideal: das Rad rollt allen Unebenheiten des Geländes nach; beim Schiff gehört das Rollen und Schlingern zu den unangenehmen Begleiterscheinungen. Man müßte auf einem Luftpolster sanft dahinschweben, dicht über den Erdboden oder der Wasserfläche. Dieser Gedanke ist auf den

ersten Blick so frappant, daß man sich fragt, warum er nicht schon vor 20 Jahren verwirklicht wurde. Der Grund liegt nahe: Erst die Erfahrungen mit modernen Düsentriebwerken und neue aerodynamische Erkenntnisse ermöglichten es, in dieser Richtung zu operieren. Aber nun, da die Voraussetzungen geschaffen sind, hat die Technik ein wahrer Rausch erfaßt. In zahlreichen Konstruktionsbüros der Welt arbeiten Ingenieure an Gleitpolsterprojekten. Den ersten Erfolg erzielte die US-Firma Ford Motor Company in Detroit. Sie stellte im vorigen Jahr das funktionfähige Modell ihres „Glide-air“-Gleitautos vor. Mit einer Person besetzt, sauste das räderlose, wie ein Riesenstaubsauger fauchende „Ding“ über die Prient-Teppiche des Pressekabinetts. Ein weiterentwickeltes „autoähnliches“ Modell ist nun fertiggestellt, das auf Luft schwebt.

In England macht das nach den Patenten von Dr.-Ing. C.S. Cockerell entworfene Versuchsgerät SRN1 „Hovercraft“ Furore. Auch die „Hovercraft“ bewegt sich auf einem Luftkissen, und seine „Flughöhe“ ist gerade so groß, daß die SRN1 über Bodenebenheiten und den Wellen der Wasseroberfläche hinwegschwebt. Am Außenrand der flachen Rumpfunterseite wird Luft durch Düsen ausgeblasen. Durch diesen Luftstrom baut sich unter der Scheibe ein Gebiet höheren Luftdrucks – ein Luftkissen – auf. Der Luftstrom am Außenrand wirkt wie ein Vorhang und schließt das Gebiet des erhöhten Druckes von dem mit normalem Luftdruck ab. In der Mitte des pontonähnlichen, 9,15 x 7,3 Meter messenden Fahrzeugkörpers sind in einem Tunnel vertikalwirkende Luftschrauben angeordnet, die durch einen 450-PS-Sternmotor angetrieben werden. Der von diesen ummantelten Luftschrauben gelieferte Luftstrom dient nicht nur zur Erzeugung des Druckluftpolsters unter dem Pontonkörper, sondern auch zur Speisung von horizontal wirkenden Strahldüsen für den Vortrieb.

Die ganze Geschichte klappt so wunderbar, daß sich die finanzstarken Herstellerwerke entschlossen haben, große „Hovercraft“-Fähren zu bauen. Die ersten Luftkissen-Fähren des abgebildeten 100-Tonnen-Typs werden zunächst zwischen Southampton und Cowes sowie zwischen Bristol und Cardiff verkehren, weil hier das Wasser relativ ruhig ist. Dann soll mit 400-Tonnen-„Hovercrafts“ ein Ärmelkanal-Fährverkehr eingerichtet werden. Fahrzeit Dover-Calais: zehn Minuten! Wasserflächen und Flüsse werden die bevorzugten „Straßen“ des Luftkissenschiffes sein. In England ist man aber davon überzeugt, daß es auch bei der verkehrsmäßigen und industriellen Weiterentwicklung riesiger Gebiete in Afrika und Asien, Australien und Südamerika eine Rolle spielen wird. Selbst die Steppen und Tundren könnten durch das neue Verkehrsmittel erschlossen werden. Kostspieliger Straßenbau ist dann überflüssig, die „Gleitbahnen“ der künftigen Luftkissenfrachter müßten nur von den größten Hindernissen befreit werden. Noch phantastischer aber sind die Pläne mit künftigen Transatlantik-„Hovercrafts“: Bei Saunders-Roe arbeiten die Ingenieure bereits an dem „feasibility-Project“, das heißt an der rechnerischen und konstruktiven Untersuchung eines Luftkissen-Ozeanriesen, von 1600 Meter Durchmesser! Dieser Gleitschiffriese ist in der Lage, Tausende von Passagieren im 200-Kilometer-Tempo über den Atlantik zu tragen.

Aber das ist Zukunftsmusik für 1970. Da die Engländer sehr nüchterne und praktische Menschen sind, steuern sie zunächst das nahe Ziel, den Bau der Kanalfähren an. Denn auch auf der Insel mehren sich die Stimmen, die eine schnelle, angenehme und sichere Verbindung zum Kontinent wünschen. In London bringt man diese Entwicklung auf folgenden Nenner: „Das Kanalprojekt ist tot, es lebe die „Hovercraft“!



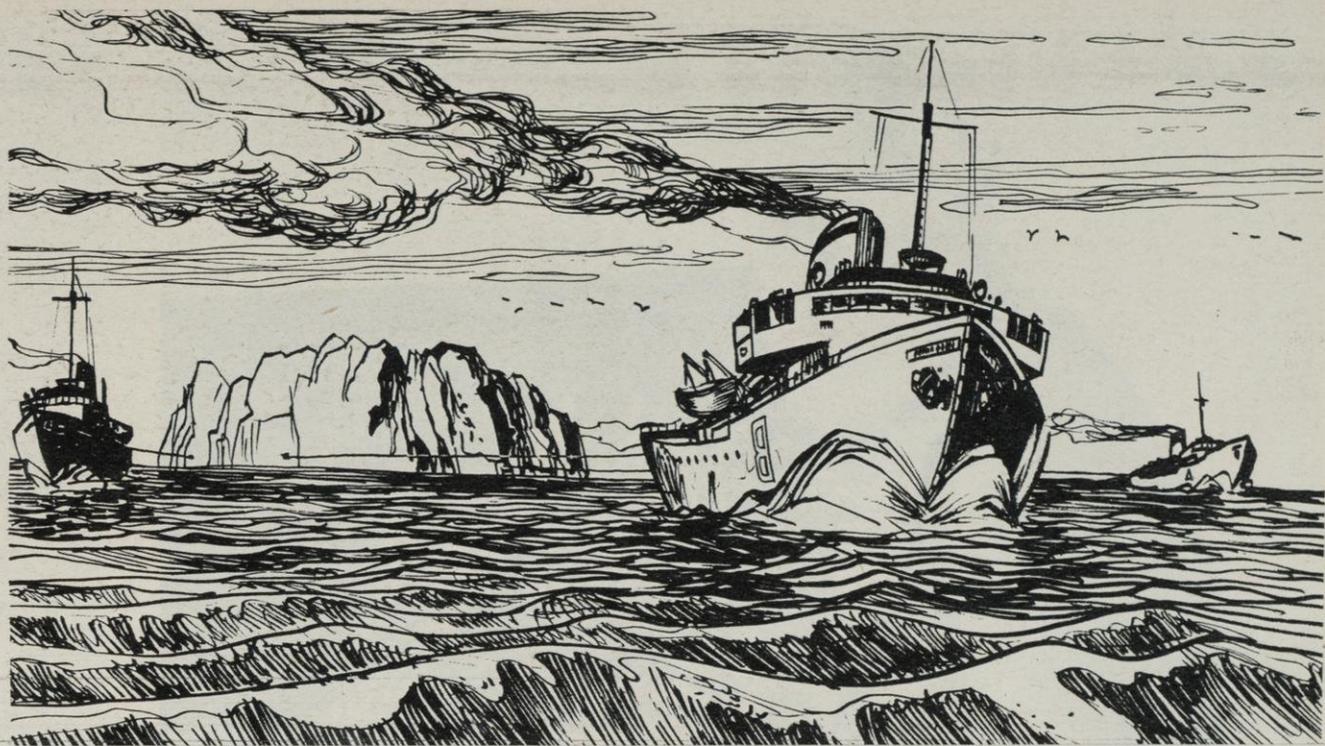
400 t-Transport-Fahrzeug für den Einsatz über Land, Wasser oder Eis. Es soll 150 Fahrzeuge und 300 bis 400 Reisende befördern können.

KHF

Trinkwasser am Stück

Ein phantastischer Plan soll die Wassernot bannen

Auf der ganzen Welt herrscht Wassermangel. Besonders in den Vereinigten Staaten, wo der jährliche Wasserverbrauch der Bundesrepublik von 10 Milliarden Kubikmetern normalerweise in einer einzigen Woche benötigt wird. In Texas und Kalifornien zum Beispiel ist die Wassernot teilweise so groß, daß um die Wassernutzung der Flüsse heftige Fehden entbrennen, die oft genug zu Schießereien ausarten. Die Wasserpreise erreichen dort oft schwindelnde Höhen, die Kulturen verdorren in der Sonnenglut, das Vieh muß notgeschlachtet werden. Alles das würde sich schlagartig ändern, wenn der verwegene Plan des Dr. Isaac Wirklichkeit würde: Dr. John Isacs vom Ozeanographischen Institut in La Jolla (Kalifornien) hat ein phantastisch anmutendes Projekt entwickelt. Er will die vom antarktischen Kontinent wegtreibenden Eisberge ins Schlepp nehmen und 16000 Kilometer weit bis an die kalifornische Küste transportieren! Dort sollen sie auf Grund gesetzt werden und unter der heißen subtropischen Sonne tauen. Das aufgefangene Schmelzwasser eines Eisriesen von 30 Kilo-



Eisberge werden nach Kalifornien geschleppt

den Eisberg wieder ein und ließ ihn tatsächlich bis nach San Franzisko schleppen! Ein „richtiger“ großer Eisberg würde allerdings 10 Milliarden Tonnen wiegen, so viel wie 2 Millionen beladene Güterzüge. Mit einer Schiffsantriebsleistung von 80000 PS ließe sich ein solcher Brocken aber dennoch im Laufe von sechs Monaten von der Antarktis nach Mittelamerika oder Kalifornien schleppen. Dabei würde der Humboldtstrom mithelfen. Wie ein blinder Passagier könnte sich der Eisberg von dieser

Meeresströmung mitnehmen lassen. Nur etwa ein Siebtel seiner Masse würde der Eisberg während des Transports durch Schmelzverluste einbüßen. Am Bestimmungsort angekommen, würde es genügen, ihn zu verankern und mit einer schwimmenden, wasserundurchlässigen Barriere von etwa drei Meter Breite zu umgeben. Da das Schmelzwasser des Eisbergs leichter ist als das Salzwasser des Ozeans, würde es auf diesem schwimmen und sich mit ihm nur wenig vermischen. Der Eis-

berg wäre also nach kurzer Zeit von einem kleinen, durch die Barriere eingegrenzten Süßwassersee umgeben, und das darin gesammelte Wasser könnte an Land gepumpt werden. Der Transport würde pro Tonne nur 1/1000 Cent kosten – für den ganzen Eisberg also eine runde Million Dollar, während das von ihm zu liefernde Wasser das hübsche Sümmchen von 100 Millionen Dollar wert ist. Ein großartiger Plan – ein großartiges Geschäft! KHF

Stahl bannt Hunger!

Deutscher Ingenieurgeist verwandelt Abfall in klingende Münze
Kruppsche Kurzschachtofen für Indien – Es qualmt im Dschungel

Indiens 5000 Jahre alte Kultur hat eine hochentwickelte Philosophie, eine Literatur und Kunstwerke von unvergleichlicher Schönheit hervorgebracht. Doch seine über 400 Millionen Einwohner sind trotz all dieses geistigen Reichtums bitter arm geblieben. Indien hungert!

Durch Industrialisierung will die Regierung die Basis für eine bessere, glücklichere Zukunft schaffen. Bodenschätze wie Erz und Kohle birgt dieses größte Land Südasiens in reichem Maße. Sie sollen nun gehoben werden. Indien bekommt eine eigene Stahlindustrie!

Einer der Höhepunkte dieser Entwicklung ist die Stahlstadt Rourkela, die von deutschen Firmen geplant und gebaut wird. Doch auch viele weitere Gebiete Indiens sind reich an Kohle und Eisenerzen. Diese Erze sind jedoch sehr oft so feinkörnig wie Sand, und deshalb können übliche Hochöfen sie ohne kostspielige Vorbehandlung gar nicht verdauen. Diese feinkörnigen Erze über vielleicht Tausende von Meilen zum nächsten Stahlzentrum zu transportieren, würde den Rohstoff so verteuern, daß die Verarbeitung unrentabel wird.

Wie kann man diese Schätze heben? Indien wandte sich zur Bewältigung dieser Aufgabe an Fachleute mit fast 150jähriger Tradition, an die Firma Fried. Krupp, die das Problem auf folgende Weise löste:

An zahlreichen Stellen der Indischen Union entstehen jeweils kleinere hochrationelle Eisenerzeugungsanlagen eines vom Kruppschen Industriebau entwickelten Kurzschacht-Ofentyps. Das Erz wird also an Ort und Stelle verhüttet.

Was die üblichen 60 Meter hohen Hochöfen nicht schaffen, gelingt dieser Spezialkonstruktion spielend:

Sie schluckt ohne Murren kleinstückiges Erz und verwandelt es auf relativ einfache Weise in hochwertiges Eisen, wobei sie sich mit kleinem und schlechtem Koks begnügen muß, da Indien kaum über verkockbare Kohle verfügt.

Der erste deutsche Kurzschachtofen, Anfangsglied einer ganzen Kette derartiger Öfen in ganz Indien, wurde in dem von eisenhaltigen Hügeln umrahmten Tal von Barbil mitten im Dschungel errichtet und nahm soeben den Betrieb auf. Dieser Kurzschachtofen ist nicht einmal halb so hoch wie die Hochöfen an Rhein und Ruhr, hat nur 7,5 Meter Beschickungshöhe und 2,5 Meter Gestelldurchmesser. Tag für Tag fließen aus dem Ofen 150 Tonnen weißglühenden Roh-eisens hochwertiger Qualität in den Formsand.

Die Inder sind begeistert: „Dieser deutsche Ofen ist ein Meilenstein in der jungen Geschichte unserer Eisenindustrie. Aus einem bisher unbrauchbaren „nationalen Abfall“ wird nun wertvolles Eisen.“

Die Kosten für die Hochöfen „en miniature“ sind verhältnismäßig gering, so daß sich jedes unterentwickelte Land diese Anlagen leisten kann. Die Konstruktion der Kurzschachtofen ist außerdem relativ unkompliziert und die Bedienung weitgehend vereinfacht, so daß jeder Reisbauer sie erlernen kann. Später sollen die neuen „Eisenerzeuger“ sogar mit Koks aus

Braunkohle und noch feinkörnigeren, ja sogar sandförmigen Erzen „gefüttert“ werden. Erfolgversprechende Versuche sind bereits im Gange.

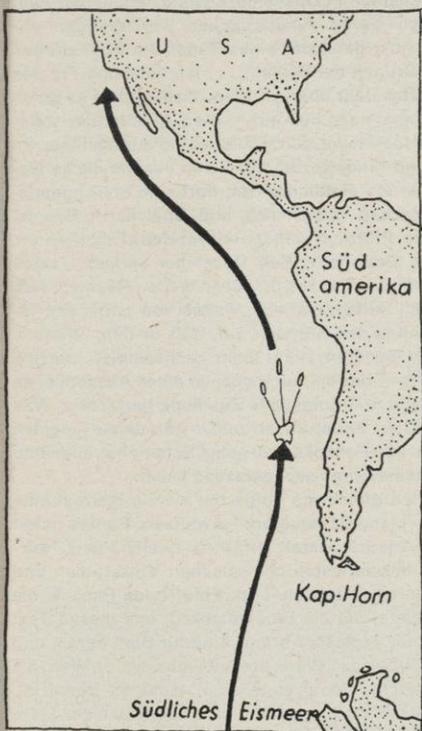
Die Inder sind davon überzeugt, daß das mit Hilfe dieser Kurzschachtofen gewonnene Eisen dankbare Abnehmer in Afrika, Südostasien und dem Nahen Osten finden wird.

Das indische Unions-Ministerium für Industrie und Bergbau sieht dieser Entwicklung mit großen Hoffnungen und großer Zuversicht entgegen. Ziel ist es, im ganzen Land solche deutschen Kurzschachtofen zu errichten, um die vom Eisen lebende Industrialisierung Indiens auf eine möglichst breite Basis zu stellen.

In einem noch größeren „eisenhungrigen“ asiatischen Land, in Rotchina, verfolgt man die deutsch-indische Pionierarbeit mit großem Interesse. Dort versucht man, die „Stahlschlacht“ durch den Bau zahlreicher Kleinstkonverter und Kleinstöfen zu gewinnen. In diesen Öfen wurde jedoch nicht Erz, wie in Indien, sondern Schrott verarbeitet, der ja irgendwann einmal zu Ende ist.

Das in tausenden winzigen Schmelzöfen auf den Straßen und Hinterhöfen Rotchinas gewonnene Eisen war außerdem von so unterschiedlicher Qualität, daß dieses im Endeffekt sehr kostspielige Experiment zu einem Fehlschlag wurde.

KHF



meter Länge, 100 Meter Breite und 300 Meter Dicke würde genügen, um Südkalifornien und seine Wüstengebiete für ein ganzes Jahr mit dem dort so raren Trinkwasser zu versorgen. Dr. Isacs Vorschlag hat in Washington wie eine Bombe eingeschlagen.

Die ersten Versuche einer US-Forscherkommission auf Island verliefen erfolgversprechend. Kürzlich startete John Isacs das erste praktische Experiment. Er kettete in der Antarktis einen kleineren Eisberg an einen Schlepper und transportierte ihn bis in den Humboldtstrom. Diese Strömung führt an der Westküste Südamerikas entlang bis weit nach Norden, in die Nähe Kaliforniens. Hier fing der Professor



Besuch bei Otto Pankok

Nun waren wir bei Otto Pankok. Eigentlich wollten wir ihn im Kreise seiner Studenten in Düsseldorf aufsuchen, in den zwar vertrauten, jedoch wenig künstlerischen vier Wänden der Kunstakademie. Aber dann traf eines Tages ein Brief ein aus der Gegend von Brünen bei Wesel. „... Ich habe das Tor des Alters in dem letzten Jahr überschritten. Vielleicht ist es Ihnen aber möglich, einmal nach hier auf meinen Alterssitz zu kommen...“ Und so fuhren wir durch Städte, Industriegebiete, an Warenhäusern und Kinos vorbei, bis wir in eine ländliche Gegend kamen – hier ein stattlicher Hof, dort eine breit hingelagerte Bauernwirtschaft mit Ställen und Speichern; Bäume, Wiesen, Feldwege. Plötzlich standen wir vor Haus Esselt, einem ehemaligen alten Grafensitz. Seit Dezember vorigen Jahres residiert nun Professor Pankok in diesen weiten Räumen, fern vom Verkehr, vom Alltagsgetriebe, weitab von Lärm und Intrigen. Wir verstehen den Künstler gut, daß er dem Wunsch von Kollegen und Schülern nicht mehr nachkommen möchte, seine Klasse weiterzuführen, noch dazu in einer Akademie, an der oft nicht gerade hoffnungsvolle Zustände herrschen. Was allerdings das „Alter“ anbetrifft, so zeigen gerade die jüngsten graphischen Arbeiten Pankoks, daß seine Schaffensfreude und seine Intensität keineswegs nachgelassen haben.

Und so möchte ich gleich die Folge der vierzig Holzschnitte „Die Räuber vom Liang Schan Moor“ erwähnen. Pankok schuf die von praller Ausdruckskraft erfüllten zweifarbigen Holzschnitte zu dem bekanntesten chinesischen Volksroman und verfaßte dazu den begleitenden Text. Frau Hulda Pankok, die Gattin des Künstlers, hat die Freundlichkeit, uns diesen Text vorzulesen, und der Professor bringt Blatt für Blatt heran, und wir anderen bestaunen das Werk, vertiefen uns in eine Welt, die uns trotz fernöstlicher Kennzeichen gar nicht so fremd ist. „Der Kern dieses Epos“, so steht in einem Büchlein, vom Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen herausgegeben, „stützt sich auf historische Überlieferungen aus dem beginnenden 12. Jahrhundert, in dem Sung, genannt der Regenspender von Schantung, mit seinen sechsunddreißig Getreuen eine gewaltige Rebellenmacht sammelte, die als ein Staat im Staate gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Korruption zu Felde zog. Es kam so weit, daß dieses Rebellenheer nicht mehr zu schlagen war, und als es gesiegt hatte, auf die Macht verzichtete und sich dem Kaiser unterstellte, der schließlich eingesehen hatte, daß ein Volk nicht ohne Gerechtigkeit und Freiheit regiert werden will...“ Die „ewigen Gestalten aus der Vorstellung des chinesischen Volkes: die Guten und Bösen, die Weisen und Törichten, die Gerechten und Ungerechten, die Unterdrückten und Unterdrücker“, sind sie nicht auch der westlichen Welt – einst und jetzt – eigen? Und so kommt uns diese Folge eigentlich sehr gegenwartsnah vor. Freilich ist Pankoks „Aktualität“ hier allgemeiner, seine Typen lassen den Einzelfall nicht so gleich erkennen oder sind zumindest abstrahierter. Seine Zi-



Die obere Zeichnung und die beiden Zeichnungen unten gehören zu einem Zyklus von 40 Holzschnitten, mit denen ein chinesischer Roman geschmückt ist. Ganz links Selbstbildnis von Otto Pankok. Links Plastik eines jungen Juden.



Das Schöpfrad



Juden warten auf den Transport in ein KZ.

geuner und seine Juden, große, in kraftvollen Linien angelegte Zeichnungen, denen man die Erregtheit des Künstlers anmerkt, tragen individuellere Züge, sind gleichsam der Wirklichkeit direkter beschrieben. Aber das sind künstlerische Unterschiede. Im Grunde geht es hier wie dort um Menschen, um das Menschliche – hier die Unterdrückten, dort die Unterdrückten, hier der ewige Wunsch nach Freiheit, und dort auch. Es ist daher kein Zufall, daß sich unsere Gespräche in den vielen Stunden, in denen wir die Gastfreundschaft der Familie Pankok genießen, weniger um künstlerische, d. h. ästhetische Fragen drehen als um menschliche, ja um politische Probleme. Die Kunst lebt in diesen wohlproportionierten Räumen, sie sieht in Gestalt von zahlreichen Holzschnitten und riesengroßen Kohlezeichnungen des Professors von den Wänden. Die Gemälde seiner Tochter Eva Pankok, einer freischaffenden Künstlerin, die Hinterglasbilder und Ikonen, ein Ölbild des berühmten Jawlensky, tragen zur künstlerischen Atmosphäre bei. Dazu gehören auch die alten Möbel, Keramiken, die Reliefplatte auf dem Kamin, die Plastiken Pankoks, eine Bronze Gerhard Marcks und das Gerät des Künstlers, die Holzstöcke, Staffeleien, etliche Stöße von graphischen Blättern und nicht zuletzt die stattliche Bibliothek, bewegen wir uns ja nicht nur in einem Hause von bildenden Künstlern, sondern auch von Frau Hulda Pankok, der bekannten Verlegerin.

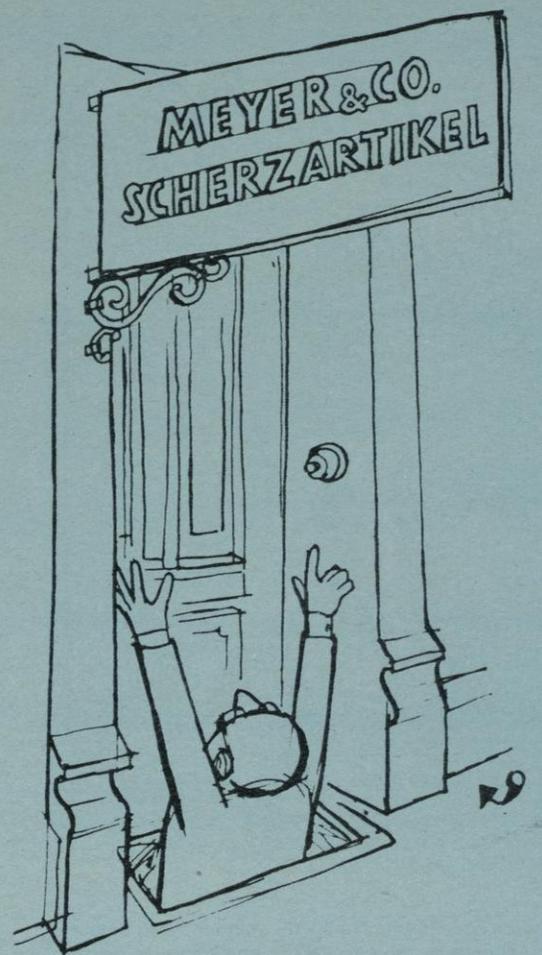
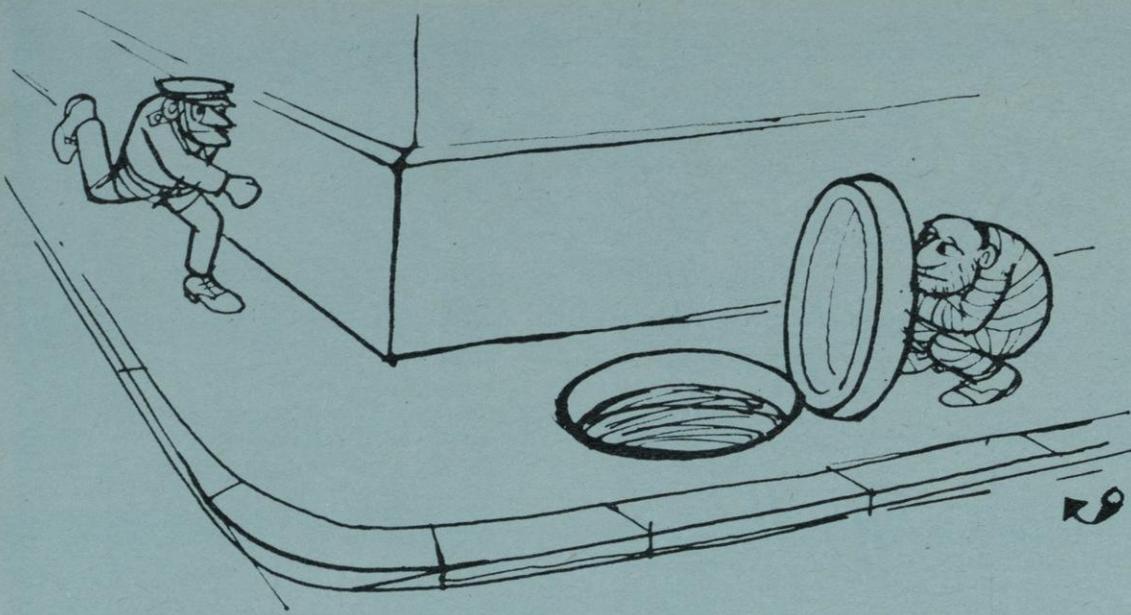


Es wäre faisch, würden wir unsere Unterhaltung als von einem billigen Optimismus getragen bezeichnen. Was Pankoks in der Nazizeit erlebten, wird wohl niemals vergessen werden können. Dazu sind die Erinnerungen auch zu erschütternd aufgezeichnet, z. B. aus jener Zeit, da Pankok bei den Zigeunern lebte und arbeitete. Im Atelier erblicken wir ein uns bisher unbekanntes Blatt: eine ehemalige KZ-Baracke bei Düsseldorf, die man den überlebenden Zigeunern, den Resten von Auschwitz, nach dem Kriege zugewiesen hatte. Natürlich war Pankok damals wieder bei ihnen, und von den vielen Freunden, denen er in seinem Zigeunerbuch ein Denkmal in Wort und Bild gesetzt hat, lebt nun noch ein einziger ... Verwandt sind die Bilder aus dem Getto. Seine Schwarz-Weiß-Arbeit, ein Haus darstellend, an dessen Fenster die unglücklichen Juden des Abtransportes harren, wird ebenfalls niemand so schnell vergessen. Wir werden still – die Vergangenheit steht unheimlich und lapidar vor unsern Augen. Aber auch die Gegenwart ist unter uns. Wenige Worte, und wir verstehen uns. Aufrüstung – Atombombe – Bonn – Berlinproblem – unsere hektische Zeit. Frau Pankok war die erste, die nach dem Kriege den Kontakt zu Serben, zu Slowenen und Kroaten suchte, zu jenen Menschen, denen Hitler-Deutschland so viel Leid zugefügt hat. Sie berichtet Erhebendes und Erschütterndes. Wie betroffen wird man als Deutscher, wenn man hört, daß eine Jugoslawin, deren Mann von den Nazisten umgebracht wurde, die Hand ausstreckt und die versöhnlichen Worte spricht: Wir Jugoslawen haben die nazistischen Verfolgungen nur wenige Jahre ertragen müssen, ihr Deutschen jedoch zwölf Jahre! Im übrigen brachte Otto Pankok eine reiche künstlerische Ernte aus Jugoslawien mit nach Hause; sie wurde inzwischen in mehreren Ausstellungen gezeigt. Auch in Frankreich wurden menschliche Kontakte geschaffen, und auch hier entstanden ganz natürlich die künstlerischen Werke. In Warschau war Prof. Pankok nach dem Kriege ebenfalls anläßlich der dortigen Ausstellung westdeutscher Künstler, und in Ostberlin bei der Gründung der Akademie war er der einzige Vertreter aus Westdeutschland. Nicht aus politischen Ambitionen, sondern aus dem Pflichtgefühl heraus, die Kluft von Deutschen zu Deutschen, von Mensch zu Mensch, überbrücken zu helfen. Freilich ist Pankok auch die Persönlichkeit, die die Wahrheit – nach „rechts“ und „links“ – sagt und vertritt, jene Wahrheit, die der Maler Pankok mit der Kohle zu Papier bringt und in Holz schneidet. Und wenn ich zuvor davon erzählte, daß im Hause Pankok kein billiger Optimismus herrscht, so darf ich nun hinzufügen, daß sich hier – trotz der ungünstigen Anzeichen am politischen Horizont – keine Resignation breitmacht. Ja, ich möchte über unsere Gespräche sogar die Überschrift setzen, die Prof.

Fotos: Udo Hoffmann

Pankok selbst einem Artikel an seine Studenten gegeben hat: Unser Glaube an das Leben. Als wir am späten Nachmittag die Einsamkeit von Brünen bei Wesel verlassen hatten, waren wir dem Alltag entrückt und doch den brennenden Fragen von heute so nahe. Zu Hause blätterte ich abends in Pankoks Zigeunerbuch; Frau Pankok hatte es 1947 in ihrem Drei-Eulen-Verlag herausgebracht. Eine Stelle über die Zigeuner las ich mehrere Male: „... Sie kennen keine Zeit – darum haben sie Zeit, Zeit in einem uns unbegreiflich gewordenen transzendenten Sinn. Während unser Jahrhundert von der Vorstellung gehetzt ist, daß Zeit Geld sei, verschwenden sie ihr Leben in paradiesischer Problemlosigkeit, in Müßiggang und einer Hingebtheit an das Leben, die wir nur noch in glücklichen Träumen erleben. Sie kennen keinen Besitz, aber sie haben Besitz, Besitz freilich, der jenseits jeder Fragwürdigkeit und Relativität liegt und das Kostlichste ist, was das Leben zu schenken hat: es ist die Freiheit. Der Preis für ihre Freiheit ist ihre Armut. Sie birgt jedoch einen Reichtum und inneren Glanz, den wir nicht mehr fassen können ...“ Günther Ott





FEINKOST

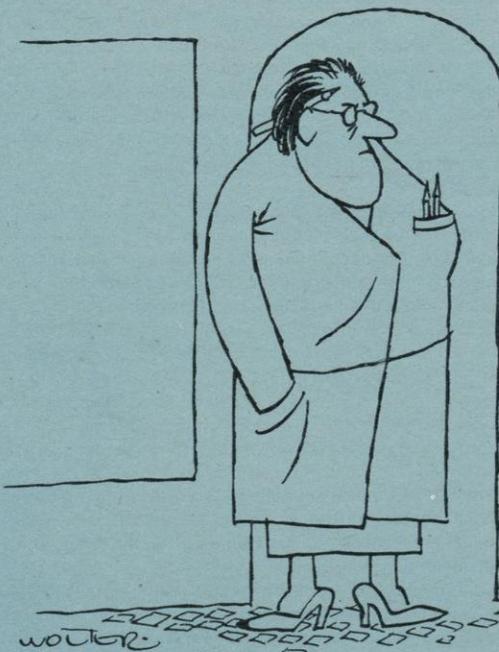


Ohne Worte

WOLTER



LEBENSMITTEL



FEINKOST



WOLTER